

Karl-Heinz Ohlig

Corona und Kirche

Corona hat den Religionsgemeinschaften in aller Welt viele Probleme gebracht, praktizieren sie doch reichlich Vollzüge und Riten, die eine Ansteckung an der Pandemie begünstigen. Ganz grundsätzlich lässt sich bisher sagen, dass hierzulande alle Religionen – bis auf wenige Ausnahmen, wie z.B. Freikirchen oder manche orthodoxen Kirchen, die auf der Austeilung der Kelchkommunion mit einem einzigen Löffel bestehen – sich sachgerecht verhalten, Mess- und Abendmahlsfeiern oder die Praktiken um den Ramadan ausgesetzt haben, ebenso weitere Veranstaltungen mit größeren Teilnehmerzahlen. Sie haben damit einen Dienst an der Bekämpfung der Infektionsketten geleistet.

Jetzt beginnt die Phase der Auflockerung der rigiden bisherigen Vorschriften, mit Rücksicht auf wirtschaftliche und humane Interessen und weil es so aussieht, als sei der schlimmste Anstieg von Infektionen überwunden. Ob die Lockerungen beibehalten werden können oder nicht doch bei einer neuerlichen verstärkten Ansteckung mit Corona zurückgenommen werden müssen, ist noch unklar.

In dieser neuen Phase haben die Kirchen, auch die katholische, ihre bisherige Zurückhaltung aufgegeben und eine Wiederaufnahme ihrer liturgischen Praktiken erreicht. Dabei sollen strenge Regeln eingehalten werden (nur wenige Gläubige nach vorheriger Anmeldung, Abstand zwischen ihnen, Verzicht auf Gesang usw.), die zu ein wenig seltsamen Veranstaltungen führen. So findet sich daran auch Kritik. Der Magdeburger Bischof Gerhard Feige fragt: *„Was staatlich nun unter restriktiven Bedingungen ermöglicht wird, muss kirchlicherseits nicht unbedingt Jubel auslösen und wirklich dem Heil dienen ... Wenn wir als Kirche selbst jetzt noch eine große Zahl von Gläubigen ausschließen und mit nur wenigen so sonderbar Liturgie feiern, braucht man sich nicht zu wundern, wenn wir allmählich in Gefahr geraten zu verseckten.“* Weiter problematisiert er: *„Und was*

ist mit der Kommunion? Egal ob mit Desinfektionsmittel, Handschuh oder Zange, bei keiner dieser fragwürdigen Methoden ist eine Ansteckungsgefahr völlig auszuschließen.“ Bischof Heiner Wilmer von Hildesheim fragt noch grundsätzlicher, ob die „Fixierung auf die Eucharistie“ nicht falsch sei; es habe in der Geschichte des Christentums Zeiten gegeben, in denen die Feier der Eucharistie oder ein Kommunionempfang nicht möglich waren (Domradio.DE vom 09.05.20). Damit hat er Recht, wir müssen nur an den selbstverschuldeten oft jahrelangen Verzicht auf ein Angebot an Eucharistiefiern in den Ländern mit extremem Priestermangel denken, den die Kirche nicht durch Alternativen ersetzen will. Auch im Gefolge von Corona ist die Frage, ob man nicht besser noch ein wenig abgewartet hätte, bis wieder „normalere“ Zeiten angebrochen sind.

Schlimm aber ist ein dreiseitiges Papier unter dem Motto „Die Wahrheit wird euch freimachen“, das von dem italienischen Bischof Carlo Maria Vigano, früher päpstlicher Nuntius in Washington, verfasst wurde. Zwei Thesen werden in ihm vertreten: es gibt Zweifel an der Ansteckungsgefahr durch Corona: *„Die öffentliche Gesundheit darf und kann kein Alibi sein, um die Rechte von Millionen von Menschen auf der ganzen Welt zu verletzen, geschweige denn, um die Zivilbehörden von ihrer Pflicht zu entbinden, mit Weisheit für das Gemeinwohl zu handeln. Das gilt umso dringlicher, je mehr Zweifel von verschiedenen Seiten an der tatsächlichen Ansteckungsgefahr, der Gefährlichkeit und der Resistenz des Virus laut werden: Viele maßgebliche Stimmen aus der Welt der Wissenschaft und der Medizin bestätigen, dass der Alarmismus wegen Covid-19 durch die Medien in keinsten Weise gerechtfertigt zu sein scheint“* (veritas liberabit vos.info).

Die folgende, mit dieser unglaublich bornierten Auffassung verbundene These ist wohl der eigentliche Grund für die Erörterung. In dem Schreiben wird die Meinung vertreten, die in den verschiedenen Staaten auferlegten Corona-Regeln dienten nur den Interessen von Leuten und Institutionen, die die Weltherrschaft anstreben: *„Auf diese Weise wollen sie dauerhaft Formen inakzeptabler Freiheitsbegrenzung aufzwingen, die Menschen kontrollieren und ihre Bewe-*

gungen überwachen. Diese illiberalen Maßnahmen sind der beunruhigende Auftakt zur Schaffung einer Weltregierung, die sich jeder Kontrolle entzieht“ (ebd.).

Dann folgt ein Appell: „Lassen wir nicht zu, dass Jahrhunderte der christlichen Zivilisation unter dem Vorwand eines Virus ausgelöscht werden, um eine verabscheuungswürdige technokratische Tyrannei aufzurichten, in der Menschen, deren Namen und Gesichter man nicht kennt, über das Schicksal der Welt entscheiden können, indem sie uns in eine virtuelle Wirklichkeit verbannen. Wenn das der Plan ist, mit dem die Mächtigen dieser Welt uns beugen wollen, dann sollen sie wissen, dass Jesus Christus, König und Herr der Geschichte, verheißt hat, dass „die Mächte der Finsternis“ nicht siegen werden (Mt 16, 18)“ (ebd.).

Diese apokalyptische Vision wird von angeblichen „Hirten der Kirche“ propagiert: „wir Hirten der katholischen Kirche (sehen), aufgrund unseres Auftrags, es als unsere heilige Pflicht, einen Appell an unsere Mitbrüder im Bischofsamt, an den Klerus, die Ordensleute, das heilige Volk Gottes und alle Männer und Frauen guten Willens zu richten. Dieser Aufruf ist auch von Intellektuellen, Medizinern, Anwälten, Journalisten und anderen Fachleuten unterzeichnet, die dem Inhalt zustimmen. Er kann von allen unterzeichnet werden, die ihn sich zu eigen machen möchten“ (ebd.).

Dieser Aufforderung zur Unterschrift sind anscheinend schon viele gefolgt. Besonders ärgerlich ist, dass sich Bischöfe und Kardinäle, an erster Stelle ist der nicht mehr satisfaktionsfähige deutsche Kardinal Müller zu nennen, der immerhin viele Jahre lang oberster Glaubenswächter war, dem Appell angeschlossen haben. Was soll man von der geistigen Gesundheit dieser Leute halten, von denen manche früher, viele aber noch heute verantwortliche vatikanische oder sonstige kirchliche Funktionen wahrnehmen. Dass im Augenblick Verschwörungstheorien überall hochkommen, ist schlimm genug. Wenn aber Personen, die auf Grund ihrer Ämter ein etwas differenzierteres Denken haben sollten, solchen Unsinn verbreiten, schaden sie der Kirche. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz hat sich davon distanziert, im Grund müssten

alle klerikalen Unterzeichner dieses Appells suspendiert werden.



(Richard Nennstiel, Mobile Aploads bei Facebook: <https://m.facebook.com/photo.php?fbid=641321493125153&id=100017419237624&set=a.103332436924064&source=48>)

Karl Josef Wendling

Leserbrief an die Bistumszeitung Paulinus, 17.04.2020

Wir haben die diesmal ganz andere Osterfeier überstanden: Kein Gründonnerstag, kein Karfreitag, keine Osternacht in der Kirche. Ja, es war für viele schmerzlich. So etwas gab es nicht seit Menschengedenken. Aber vielleicht war sie auch heilsam, diese Fastenzeit ganz eigener Art und ist es noch. Vielleicht freuen wir uns so wieder richtig auf das erste Hochamt danach, „live und in Farbe“. Das Fernsehen war auch jetzt hilfreich zur Stelle, auch das Radio. Die Pandemie weckt unglaubliche Kreativität aller Art – auch bei „Kirchens“. Aber mittlerweile reicht das Fernsehen allein nicht mehr

aus. Immer mehr Pfarrer und Pfarreien machen sich daran, ihre eigenen heiligen Messen per Streaming über das Internet anzubieten. Einer versucht den anderen mit technischen Finessen zu überbieten. Die Menschen werden regelrecht eingedeckt mit Kirche. Ein spanischer Bischof schreibt dazu in einem Brief an seine Priester, der mir in deutscher Übersetzung vorliegt:

„Die ganze Bombardierung wirft für mich viele Fragen auf. Behandeln wir die Gläubigen nicht so, als wüssten sie nicht, wie man betet, und wären dafür auf den Klerus angewiesen ... Finden Sie nicht, dass so viele Gottesdienste auf den Bildschirmen die Menschen in der Passivität des Zuschauens gefangen hält? Oder wollen wir unser Priestertum rechtfertigen? Reicht der Gottesdienst in Fernsehen und Radio nicht aus? ... Diese Zeit dient auch uns Priestern und Diakonen dazu, ein wenig anzuhalten, nachzudenken, intensiver zu beten, inmitten von so viel Aktionismus zu entschleunigen...“

Die Pandemie treibt in unserer Kirche neben hilfreichen auch manche seltsamen Blüten.

Zu den seltsamen gehören für mich die sog. Geistermessen, die viele Pfarrer auf Anregung des Bischofs unter Ausschluss der Öffentlichkeit weiter halten, wie es heißt stellvertretend für die Gemeinde. Das erinnert mich an die Zeit vor dem Konzil. Es vermittelt m.E. ein völlig falsches Bild von Kirche und Eucharistie: Die Gemeinde ist nicht so wichtig. Der Priester ist die Hauptsache. Mein Vorschlag als alter Pfarrer: Die Gläubigen ermuntern, den Glauben in den Wohnungen und den Familien zu feiern und ihnen dazu Hilfestellung zu geben. So machen es z.B. manche evangelische Gemeinden. Das muss nicht nach dem Schema der Eucharistiefiern geschehen, sondern in freier Form, auch mit Musik, immer aber mit einem Evangelientext, vielleicht wie er für den Sonntag vorgesehen ist. Das wäre eine sinnvolle Ergänzung auch zu den Fernsehgottesdiensten und machte die digitalen Sonntagsmessen aus leeren Kirchen überflüssig.

Thomas Nauerth

"Die Erde aber war vor Gott verdorben, die Erde war voller Gewalttat" (Gen 6,11)

Gewalt und Gewaltlosigkeit als biblisches Schlüsselthema ¹

Im sechsten Kapitel der Bibel, Gen 6, lesen wir, dass die Erde in den Augen Gottes verdorben war, weil sie voller Gewalttat² ist: "Ich sehe, das Ende aller Wesen aus Fleisch ist gekommen; denn durch sie ist die Erde voller Gewalttat." (Gen 6,13a). Es ist erstaunlich, dass diese Aussage nicht mehr Beachtung findet. Nur "die Bibel begründet den Rückfall der Schöpfung ins Chaos mit der geschöpflichen Gewalttätigkeit. Nur ihr geht dieser Zusammenhang auf."³ Nur in der Bibel ist von einem Gott die Rede, der Gewalttaten anscheinend nicht ertragen kann. Ist das eigentlich üblich für einen Gott, Gewalttaten nicht ertragen zu können? Diese Frage drängt sich auf, und wird doch höchstens von vorwitzigen Kindern noch gestellt. Den lebensweisen Erwachsenen, resigniert arrangiert mit einer ‚Erde voll von Gewalttaten‘, fällt gar nicht mehr auf, dass unsere übliche Gewöhnung an die Gewalt hier von Seiten Gottes massiv in Frage gestellt wird.

Kemosch – Ein Gott, der Gewalt liebt
Es wird Zeit, den Kinderfragen einmal nachzugehen. Wie kann man klären, ob es für einen Gott üblich ist, Gewalttaten nicht ertragen zu können? Die einfachste Mög-

¹ Vortrag, gehalten in Wittlich im Rahmen der Samstagabendgespräche in der Autobahn- und Radwegkirche Wittlich und in Trier im Rahmen des "Theologischen Quartetts Trier" (7/8.03.2020). Die Vortragsform wurde beibehalten.

² Nur die Luther Übersetzung 2017 übersetzt in Gen 6,11 und 13a weiterhin mit "Frevel", das hebräische Wort *chamas* aber bezeichnet, wie das Vorkommen des Wortes in 1 Mos 49,5 zeigt, sehr deutlich den Frevel der Gewalttat (so alle neueren Übersetzungen). In Ez 8,17, einer direkten Parallele zu Gen 6,11 und 13, übersetzt auch Luther mit Gewalttat!

³ So der biblische Teil des bischöflichen Hirtenwortes "Gerechter Friede" (Sekretariat der Dt. Bischöfe (Hg.), Gerechter Friede, Bonn 27.9.2000, Nr. 18).

lichkeit ist, sich bei anderen Göttern umzuschauen, wie sie es so halten mit der Gewalt. Da gibt es gerade im Alten Orient, im Entstehungskontext der Bibel, einiges Interessante zu beobachten. So hat man 1868 eine beeindruckende Basaltstele gefunden, datiert ungefähr auf 840 v. Chr., auf der ein König aus Moab, einem Nachbarkönigreich zu Israel, seine Taten in Stein meißeln ließ.¹ Dabei kommt dieser König immer wieder auf die Unterstützung durch seinen moabitischen Gott zu sprechen. Kemosch hieß dieser Gott in Moab. Wir lesen da:

¹¹Und Kemosch sprach zu mir: Geh, nimm Nebo (im Kampf) gegen Israel. Da ¹⁵zog ich bei Nacht los und kämpfte gegen es von Tagesanbruch bis Mittag. Und ich ¹⁶nahm es ein und tötete alles: 7000 Männer, Klienten, Frauen, [Klien]tinnen¹⁷ und Sklavinnen, denn ich hatte es dem Ashtar-Kemosch (durch Bann) geweiht.

Dieser Gott Kemosch hat erkennbar keine Probleme damit, dass ‚die Erde voller Gewalttat‘ ist. So finden wir es auch in anderen antiken Göttermythen und Erzählungen. Es war zur Zeit des alten Israel also gerade nicht üblich, dass Gottheiten Gewalttaten nicht ertragen können. Wenn man von dieser Stele aus auf Gen 6,13a blickt, ist der Eindruck zunächst stark, der Gott Israels, JHWH mit Namen, ist ein ganz anderer Gott als die Götter der (Nachbar-)völker.

Wenn man ein wenig weiter blättert in der Bibel, kommen einem da allerdings erhebliche Zweifel. Im Buch Josua heißt es beispielsweise:

"Der HERR sagte zu Josua: (...) morgen um diese Zeit gebe ich sie allesamt preis, erschlagen vor Israel. (...) Die Israeliten erschlugen alles, was in der Stadt lebte, mit scharfem Schwert und vollzogen an ihm den Bann. Nichts Lebendiges blieb übrig" (Jos 11,6+11).

Das klingt sehr eindeutig nach dem Gott Kemosch. In der Tat herrscht im AT² kein

Mangel an Textstellen, die eine verblüffende Parallelität mit der Theologie der Meschastele aufweisen (vgl. nur 1 Sam 15). Der Befund ist eindeutig und an mancher Stelle sehr erschreckend, die Frage, wie steht es mit der Bibel und ihren Gewaltdarstellungen, ist eine Frage, der sich jeder stellen muss, nicht nur der, der nach dem Thema Frieden in der Bibel fragt.³

Der biblische Gott im falschen Gottesbild?

Nun sind Menschen in Sprache, Denkweise und Vorstellungsmustern immer in erster Linie Kinder ihrer jeweiligen Zeit und Kultur. "Das Kind, lebend in der Welt der Greise, lernt, wie es dort zugeht. Wie die Dinge eben laufen, so werden sie ihm geläufig."⁴ Dies gilt auch für die biblischen Autoren. Das Volk Israel war ein Volk des alten Orients, eingebettet in die Kultur der damaligen Zeit, eingebettet auch in deren Verständnis von Macht, Königtum und Krieg. Kann es daher verwunderlich sein, dass im AT vielfältig theologische Denkweisen, Ausdrucksweisen übernommen wurden, wie wir sie auf der Meschastele vorfinden? Ist es nicht natürlich, dass man solche Denk- und Ausdrucksweisen auf die eigene Gotteserfahrung übertragen hat? Man kann all dies bedauern, aber man kann es auch zutiefst verstehen.

Man kann diese Übertragung den biblischen Autoren um so weniger vorwerfen, weil auch heutzutage unsere kulturelle wie politische Welt noch durch ein Grundmuster geprägt ist, welches sich bereits auf der Stele des moabitischen Königs findet. Der amerikanische Theologe Walter Wink hat dieses Denkmuster den "Mythos erlösender Gewalt" genannt. Gemeint ist die landläufig selbstverständliche Gewöhnung und der selbstverständliche Glaube an tödende Gewalt als letztes und legitimes Mittel. Wink spricht von der eigentlichen Religion unserer Zeit, denn das, wonach wir in höchster

¹ Vgl. zu den archäologischen Details den Überblick bei Wagner, Thomas, Art. Mescha/Mescha-Stele [2006], www.bibelwissenschaft.de/de/stichwort/27025/. Dort findet sich auch eine Übersetzung der Inschrift, an der sich im Folgenden orientiert wird.

² Im Folgenden wird mit AT = Altes Testament, der erste Teil unserer Bibel bezeichnet, alle Alternativbezeichnungen wie "Erstes Testament" oder "hebrä-

ische Bibel" haben ihre je eigenen inhärenten Probleme, sodass sich die Verwendung der althergebrachten Bezeichnung weiterhin empfiehlt.

³ Sehr hilfreich ist zu dieser Frage auch Baumann, Gerlinde, Gottesbilder der Gewalt im Alten Testament verstehen, Darmstadt 2006 (dort auch weitere Literatur).

⁴ Brecht, Bertold, Kleines Organon für das Theater (1948) Nr. 44. Zitiert nach: Brecht. Ein Lesebuch für unsere Zeit, Berlin, Weimar 1980, 426.

Not greifen, wonach wir in der Not rufen, das sei unser Gott: "Frieden durch Krieg, Sicherheit durch Stärke, das sind die zentralen Überzeugungen, die dieser (...) Religion entspringen."⁵ Dieser Mythos ist es, der vom moabitischen König ganz ohne Nachdenken auf das Handeln seines Gottes Kemosch projiziert wird. Wenn biblische Autoren dieser Projektion folgen, liegt nicht nur gedankenlose Übertragung vor (Gott ist wie wir, denkt wie wir), gelegentlich auch bewusste Übernahme von Ausdrucksweisen aus der Umwelt um der Überbietung willen ("Unser Gott ist stärker als euer Gott"), sondern manchmal auch echte Überzeugung, vor allem der Mächtigen in Israel. Das ist alles menschlich zu tiefst verständlich, so belastend solche Aussagen für uns heute auch sind.

Die angeblich so skandalöse Gewaltaffinität Gottes in alttestamentlichen Texten ist also grundsätzlich relativ einfach zu erklären, wir stoßen hier nicht auf Gottes Wesen, sondern auf Projektionen des Glaubens an den Mythos erlösender Gewalt auf Gott hin. Die entscheidende Frage an das AT lautet vor diesem Hintergrund: finden sich Geschichten, Texte, Gottesvorstellungen, die den Bann des „Es war schon immer so“ durchbrechen? Haben wir Geschichten, Texte, die Widerspruch leisten gegen solch blutige gewalttätige Gottesvorstellung und Gottesrede?

Die Frage nach der Gewalt wird so zu einer der Schlüsselfragen der biblischen Offenbarung und das aufregende und spannende in den Büchern des AT ist nun, dass wir tatsächlich auf solchen Widerspruch stoßen. Immer wieder finden sich Aussagen und Erzählungen, die aus einer ganz anderen Gotteserfahrung erwachsen zu sein scheinen, ein ganz anderes Gottesbild entwerfen, das kulturell nicht einfach abzuleiten ist, das mit dem Gott Kemosch nichts mehr zu tun hat - und das teilweise in scharfer Auseinandersetzung zu anderen biblischen Texten steht.

Um Gotteswillen – die Bibel als Streitgeschichte

Wer nach dem Thema Frieden in der Bibel sucht, stößt zunächst also auf eine große Spannung, einen großen Streit: Wer ist ER,

der Gott Israels, und wie steht ER, der HERR, zum Mittel der tötenden Gewalt, und was bedeutet diese Haltung unseres Gottes zum Mittel der tötenden Gewalt für uns, für sein Volk? Wie sollen wir zur Gewalt stehen?

Für Christen ist dieser Streit mit den in der Bergpredigt des Matthäus gesammelten Aussagen Jesu endgültig entschieden. Die Bergpredigt wird allerdings nur richtig verständlich, wenn man sie vor dem Hintergrund dieses grundlegenden fundamentalen Streits um das rechte Gottesverständnis liest, wenn man den langen Weg dieser Auseinandersetzung durch das AT hindurch verfolgt hat. Dass wir diesen Weg der Auseinandersetzung noch sehen können, liegt an einer Eigenart der biblischen Autoren und Redakteure. Bereits vorliegende, ältere religiöse Texte wurden kommentiert, überarbeitet, ihnen wurde mit anderen Texten, Geschichten widersprochen, sie wurden aber nicht entfernt oder vernichtet. Man ging kritisch, aber grundsätzlich wertschätzend mit den vorliegenden älteren Texten um. Daher auch haben wir zwei Schöpfungserzählungen und vier Evangelien ... Es geht bei dieser das gesamte AT durchziehenden und tief prägenden Auseinandersetzung darum zu verstehen, wie anders der Gott Israels in Wirklichkeit ist. Die Aussage, Gott ist der ganz andere, ist eine oft leicht dahingesagte Theologenfloskel, im AT lässt sich lernen, wie schwer der Weg gewesen ist, die Bedeutung dieser Aussage wirklich zu verstehen.

Die Genesis als ein Buch der Geschichten gegen die Gewalt

Schon Gen 1, bekannt als erster Schöpfungsbericht, setzt einen dramatischen und für die ganze Bibel entscheidenden Gegenakzent zum gewaltverliebten babylonischen Schöpfungsepos "Enuma Elisch", wo die Schöpfung aus Kampf und Vernichtung entsteht: aus dem "Körper der Tiamat formt Marduk die gesamte Welt. Er teilt den Leib der Getöteten in zwei Hälften. Aus der einen erschafft er den Himmel (...) aus der anderen Hälfte formt er die Erde."⁶ Der Kontrast zur biblischen Erzählung in Gen 1 (aber auch

⁵ Wink, Walter, *Verwandlung der Mächte: Eine Theologie der Gewaltfreiheit*. Regensburg 2014, 55.

⁶ Vgl. den Text unter <http://mesopotamien.de/einfuehrung/enuma.htm>. Zu Genesis 1 als Kontrasterzählung zu diesem blutrünstigen Mythos vgl. nur Wink, 52f.

Gen 2) ist evident. Die Aussage in Gen 6,13a. steht in der Fluchtlinie dieser so paradiesisch friedlichen Schöpfung. Hier spricht nicht Kemosch. Dieser Gott ist anders. Er ist Schöpfer einer Welt, die verdorben werden kann durch Gewalttat.

Allerdings eine Gewalttat Gottes wird auch in der Genesis erzählt, eine Tat, die an den moabitischen Gott Kemosch durchaus erinnert. Es ist die bibeldidaktisch immer so gerne für Kinder verharmloste und zum bunten Schiff mit Tieren verkitschte Erzählung von der Sintflut in Gen 6-8. Die Sintfluterzählung ist ein dramatischer, brutaler Mythos von einem Gott, der aus dem kulturellen Muster seiner Zeit ausbricht und dann doch wieder dem kulturellen Muster verfällt, ein Gott, der die Gewalt hasst und doch nur mit Gewalt auf Gewalt zu reagieren weiß. Ein kindlicher Exeget brachte auf den Punkt, was Erwachsene oft nicht sehen können: "Da hat der liebe Gott einmal einen Wutanfall gehabt."⁷ In der Tat, aus der Wut und Verzweiflung über menschliche Gewalttat verfällt Gott noch einmal dem Mythos erlösender Gewalt.

Aber, dieser Gott der Sintfluterzählung erkennt seinen Fehler: "Ich werde den Erdboden wegen des Menschen nie mehr verfluchen; denn das Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend an. Ich werde niemals wieder alles Lebendige schlagen, wie ich es getan habe." (Gen 8,21). In der Sintflutgeschichte wird Gott als Lernender dargestellt, der etwas verstanden hat von der Unmöglichkeit, mit Gewalt gegen Gewalt vorzugehen. Dafür steht nicht zuletzt der Bogen in den Wolken (Gen 9,13-17), der ein Kriegsbogen ist; Gott hat seinen göttlichen Kriegsbogen endgültig aus der Hand gelegt.⁸

⁷ Vgl. Bucher, Anton A., "Da hat der liebe Gott einen Wutanfall gehabt" - Gewalttexte in der Bibel: Zwischen Faszination und Trauma. In: Bucher A. u.a. (Hg.), "Im Himmelreich ist keiner sauer". Kinder als Exegeten (Jahrbuch für Kindertheologie 2) Stuttgart 2003, 64-74.

⁸ Sehr schön bereits von Wellhausen (Prolegomena zur Geschichte Israels, Berlin 1895, 317 Anm. 1) gedeutet: "Der Himmelsbogen ist ursprünglich das Werkzeug des pfeilschiessenden Gottes und darum Symbol seiner Feindschaft; er legt ihn aber aus der Hand zum Zeichen des abgelegten Zornes, der nunmehrigen Versöhnung und Huld. Wenn es gewettert hat, dass man vor einer abermaligen Sintflut in Angst sein könnte, erscheint der Regenbogen dann am Himmel, wenn die Sonne und die Gnade wieder durchbricht."

Der Selbstverpflichtung Gottes in Gen 8,21 folgen in Gen 9,1-7 konkrete Maßnahmen, die auf einen anderen Umgang mit der menschlichen Gewalttat abzielen. Vor allem aber ist die Berufung des Abraham in Gen 12 vor diesem Hintergrund zu sehen: Gott will in "der gewaltdurchwirkten allgemeinen Menschheitsgeschichte (...) durch „Erwählung“ einzelner und von Gruppen der ganzen Menschheit einen neuen Weg eröffnen."⁹ Erwählung meint biblisch eine In-Dienst-Nahme durch Gott, um Gottes gute Weisung modellhaft in dieser Welt zu leben. Dass diese Interpretation, die im biblischen Teil des Hirtenworts der Deutschen Bischofskonferenz "Gerechter Friede" breit entfaltet wird, das Richtige trifft, zeigt sich sehr eindrücklich am Verhalten dieses erwählten Abrahams, zum ersten Mal in Gen 13,1-18.

In Gen 13 wird ein geradezu klassisches Konfliktszenario entfaltet. Zu wenig Land und Wasser für zuviel Vieh. Volk ohne Raum. Abraham hat eigentlich alle Argumente auf seiner Seite, zumindest alle theologischen Argumente, denn in Gen 12,7 bekommt er von Gott selbst dieses Land zugewiesen für seine Nachkommen: "Deinen Nachkommen gebe ich dieses Land". Als nun aber ein Konflikt zwischen seinen Hirten und den Hirten von Lot ausbricht, hat Abraham nicht diese Verheißung im Blick, er denkt an anderes: "Zwischen mir und dir, zwischen meinen und deinen Hirten soll es keinen Streit geben; wir sind doch Brüder." (Gen 13,8). Abraham denkt an Frieden und an Ausgleich. Er erscheint hier als sehr großzügiger Mensch. 'Land gegen Frieden', so könnte man aktualisierend das Prinzip nennen, mit dem Abraham den Konflikt löst, ein Prinzip, das bekanntermaßen bis heute in ebenjenem Land des Abraham heiß umstritten ist. Abraham, der Landverschenker, ist auf dem richtigen Weg, denn nach dieser Tat empfängt er noch einmal Gottes Verheißung. Gott belohnt den auf Ausgleich und Frieden bedachten Abraham. Später im Genesisbuch, bei den Auseinandersetzungen zwischen Jakob und Esau, wird in Gen 36,7 auf Gen 13 noch einmal angespielt. Gen 13 ist für die Welt der Genesis eine Modellgeschichte, so soll man handeln, wie der Urahn so die Nachfahren.

⁹ Hirtenwort "Gerechter Friede" Nr. 23.

Abraham selbst nahm seinen Auftrag, ‚der ganzen Menschheit einen neuen Weg eröffnen‘ auch Gott gegenüber ernst. In Gen 18,16-33 fällt er Gott ins Wort bzw. ins Handeln: "Fern sei es von dir, so etwas zu tun: den Gerechten zusammen mit dem Frevler töten. Dann ginge es ja dem Gerechten wie dem Frevler. Das sei fern von dir. Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Recht üben?" (Gen 18,25). Ein dramatischer Dialog beginnt, ein Ringen um die Frage der Gerechtigkeit, ein Disput, in dem Gott einlenkt und Abraham Recht gibt. Wiederum gilt, dieser Gott ist wahrlich nicht Kemosch!

Nein, der Gott der Bibel ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Das Wesen dieses Gottes ergibt sich aus den Geschichten der drei Väter (und ihrer Frauen, den Müttern Israels!). Darum auch finden wir von Isaak in Gen 26 Konfliktlösungsgeschichten, Isaak geht wortwörtlich in den Fußstapfen des Abraham¹⁰, und darum auch ist die Jakobserzählung insgesamt eine vielgestaltige, viel dimensionale Erzählung von Vergeltung und Versöhnung (man vgl. nur die grundlegende Erzählung in Gen 32,4 - 33,16¹¹ und den Widerspruch gegen die tödende Gewalt seiner Söhne durch Jakob selbst in Gen 34 und 49,5-7.¹²)

Die Brisanz dieser Erzählungen der Genesis wird verkannt, wenn man hier nur Familiengeschichten sieht. Der gesamte Völkerkosmos, in dem das historische Israel politisch gelebt hat, ist im Hintergrund der Genesis deutlich sichtbar. Schon Abraham, und dann Isaak regeln Konflikte mit *Philistern* ohne Gewalt. Hagar in Gen 16 und Gen 21 ist eine *ägyptische* Magd, sie empfängt Verheißungen, wie sonst nur Abraham, der Gott der Genesis sorgt sich um ihr Leben. Esau, der Bruder Jakobs, wird von Anfang an als *Edom* bezeichnet (25,30), Edom aber war wie Moab ein

Nachbarkönigreich von Israel, zwischen Edom und Israel bestand eine Hassfeindschaft, die in so manchen prophetischen Texten ihr hässliches Gesicht zeigt (man vgl. nur die Prophetie des Obadja). Erst wenn man sich diesen Hass auf Edom in all seinen obszönen Ausprägungen anschaut, begreift man die Sprengkraft der Jakoberzählungen in der Esau/Edom in manchen Passagen als geradezu sympathische Figur gezeichnet wird (vgl. nur Gen 33,4).

Abgeschlossen wird das Buch Genesis mit der ausführlichen Josefgeschichte, eine Erzählung, die sich zentral um das Thema "Konflikt, Konfliktlösung" dreht.¹³ In Gen 50, als Jakob stirbt, wird er von Josef zusammen mit allen Dienern des Pharao, den Ältesten seines Hauses und allen Ältesten des Landes Ägypten in einem fantastisch utopischen Trauerzug friedlich in das Land Kanaan überführt, auf demselben Weg, auf dem später das Volk Israel seinen (dann gewalttätigen!) Weg nehmen wird.¹⁴

Nur hier in der Tora, in Gen 50, nur bei diesem Trauerzug, zieht "das ganze Haus Josef, seine Brüder und das Haus seines Vaters" (50,8) in das Land Kanaan hinein. Denn die Konstrukteure und Redakteure des hebräischen Bibelkanons haben das Buch Josua, diese von Kemosch Theologie stark durchzogene Schilderung der Eroberung des Landes vom heiligsten Kern ihres Kanons, von der Tora, abgetrennt.¹⁵

Auch so kann man Akzente setzen: die Tora, der Pentateuch, die fünf Bücher Mose enden an der Grenze des gelobten Landes, sie enden im Hören auf alle Weisung des Mose, die in 34 langen Kapiteln im fünften

¹⁰ Vgl. dazu bereits Nauerth, Thomas, Nicht kämpfen! Predigt zum Gottesbild in Gen 26,14-22. In: Katechetische Blätter 119 (1994) 623-626.

¹¹ Vgl. nur Crüsemann, Frank, Herrschaft, Schuld und Versöhnung. Der Beitrag der Jakobgeschichte der Genesis zur politischen Ethik. In: Frank Crüsemann (Hg.), Kanon und Sozialgeschichte. Beiträge zum Alten Testament, Gütersloh 2003, 80-87

¹² Zu Gen 33,18-35,5 und der Bedeutung dieser Erzählung als kritische Gegenrede zu Dtn 7,1-6 vgl. Nauerth, Thomas, Untersuchungen zur Komposition der Jakoberzählungen. Auf der Suche nach der Endgestalt des Genesisbuches, Frankfurt 1997, 138f.

¹³ Vgl. nur Fischer, Georg, Die Josefsgeschichte als Modell der Versöhnung. In: A. Wénin (Hg.), Studies in the Book of Genesis. Literature, Redaction and History (BETHL CLV), Leuven 2001, 243-271.

¹⁴ Vgl. zu dieser Erzählung Bartelmus, Rainer, Topographie und Theologie. Exegetische und didaktische Anmerkungen zum letzten Kapitel der Genesis (Gen 50,1-14). In: BN 29 (1985) 35-57.

¹⁵ Vgl. nur Oswald, Wolfgang, Art. Pentateuch [2016]: www.bibelwissenschaft.de/de/stichwort/30699/ und zur Hypothese eines ursprünglich das Buch Josua mit umfassenden Erzählkomplexes vgl. Weimar, Peter, Art. Hexateuch. In: NBL II, 149. Zur Entdeckung der Bedeutung der kanonischen Gestaltungen für Bibelwissenschaft wie Bibeldidaktik, vgl. den Überblick bei Nauerth, Thomas, „Mein Geliebter komme in seinen Garten!“ Über die Bibel als Buch und Kanon [2019]: [//www.bibelunddidaktik.uni-osnabrueck.de/die-bibel-als-buch-und-kanon/](http://www.bibelunddidaktik.uni-osnabrueck.de/die-bibel-als-buch-und-kanon/).

Buch, dem Deuteronomium, noch einmal wiederholt wird.

Israel entsteht nicht durch ein bestimmtes Land und seine Eroberung. Israel entsteht im Hören auf die Weisung.

Geschichten statt Geschichte

Die entscheidende hermeneutische Frage lautet: Was lesen wir, wenn wir Bibel lesen? Traditionell wurde die Bibel in der wissenschaftlichen Exegese immer primär historisch gelesen, als ein irgendwie legendarischer Bericht über uralte Zeiten. Eine solche historische Perspektive hat sich tief eingebrannt auch und gerade in das Bibelverstehen der einzelnen Christen. Anders formuliert, die historistische Perspektive, die seit dem 19. Jahrhundert die europäischen Gesellschaften kulturell prägte (*"Wie war es denn wirklich?"*) hat die Fragerichtungen der Bibelwissenschaft immer stärker dominiert.

Seit einigen Jahrzehnten aber ändert sich etwas – auch und gerade in der wissenschaftlichen Exegese. Immer stärker, immer klarer wird erkannt: wir lesen gar nicht Geschichte, sondern Geschichten; wir lesen nicht sagenhafte Berichte, wir lesen Literatur, wenn wir Bibel lesen.¹⁶ Die Bibel ist ungeachtet all ihrer Brüche und Überarbeitungen als literarisches Kunstwerk zu verstehen, sie will nicht berichten, sie will erzählen, und das literarisch kunstvoll. Das hat enorme Konsequenzen insbesondere auch für das Bibellesen in der Praxis. Alttestamentler können plötzlich wieder revolutionäre Aufsätze schreiben mit Titel wie *"Das Wort Gottes wächst mit den Lesenden"*¹⁷. Die hermeneutische Grundfrage verschiebt sich von, wie war es wirklich und ist es geworden zu "Warum erzählt mir einer diese Geschichte an dieser Stelle auf diese Weise?"¹⁸

¹⁶ Zur Genese dieser Entwicklung und zu Positionen einiger wichtiger Protagonisten vgl. nur Schmidt, Hans P./Weidner, Daniel, *Bibel als Literatur*, München 2008.

¹⁷ Steins, Georg, „Das Wort Gottes wächst mit den Lesenden“. Eine folgenreiche Rückbesinnung gegenwärtiger Biblexegese. In: *Lebendige Seelsorge* 55 (2/2004) 74–81 und Ders., *Das Lesewesen Mensch und das Buch der Bücher*. In: *Stimmen der Zeit* 129 (2003) 689–699.

¹⁸ Vgl. zur elementaren Bedeutung der biblischen Narrativität Nauerth, Thomas, *Bibel als Geschichte lesen!* In: Ballhorn, Egbert/Steins, Georg/Wildgruber, Regina/Zwingenberger, Uta (Hg.), *73 Ouvertüren*

Man kann auch in Geschichten Wahrheiten vermitteln; Jesus selbst hat es uns gezeigt, indem er vor allem Geschichten erzählt hat und so von seiner Gotteserfahrung berichtet und uns eingeladen hat, diesem göttlichen Vater zu vertrauen. Die Theologen, die das AT geschaffen haben, kamen aus genau der gleichen Kultur wie Jesus.¹⁹ Auch sie waren Geschichten, Gleichniserzähler. Erst wenn man dies sieht, kann man die Geschichten des Buches Genesis²⁰ in ihrer fundamentalen Bedeutung wertschätzen: unser Gott ist für immer der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Auch von den Propheten soll Israel lernen

Zum Schluss müsste man jetzt noch die vielen großartigen Friedenstexte der prophetischen Bücher durchgehen, und herausarbeiten, wie auch da immer wieder Widerspruch durchbricht in Bezug auf tötende Gewalt als göttliche wie menschliche Tugend. Und auch das NT wäre genauer zu durchforschen, welches Echo hat die Bergpredigt im NT gefunden? Nur einige wenige Lesehinweise in dieser Richtung.²¹

In 2 Kön 6,8 - 23 findet sich mitten in blutigen Kriegserzählungen eine wohl direkt vom Himmel dort hineingefallene Friedensutopie, in der die himmlischen Heerscharen nicht zum Gegenkrieg benötigt werden, sondern nur zur Tröstung eines sehr ängstlichen Prophetendiener, in dem der Prophet mit feiner Listigkeit eine feindliche Armee mitten in die Hände des Königs von Israel führt und in der dieser König den Propheten höflich fragt, was mit den gefangenen Feinden zu tun sei: "Soll ich sie totschiessen, mein Vater?" (2 Kön 6,21). Der Prophet Elischa aber lehnt ab und schlägt ein gemeinsames Mahl vor. Mit Erfolg: "Seitdem kamen keine aramäischen

ren. Die Buchanfänge der Bibel und ihre Botschaft, Gütersloh 2018, 232–239.

¹⁹ Hintergrundtexte dazu unter www.bibelunddidaktik.uni-osnabrueck.de, Kategorie "Bibel verstehen".

²⁰ Zur entsprechenden Relecture der Samuelbücher vgl. Nauerth, Thomas, *Die Hoffnung aber ist weiblich. Beobachtungen zum Thema „Gewalt überwinden“ in den Samuelbüchern*. In: *Christenlehre – Religionsunterricht – Praxis* 54 (2001) 8–11.

²¹ Unter <https://www.bibelunddidaktik.uni-osnabrueck.de/bibel-und-gewalt-thesen/> findet sich als Download eine Übersicht über die in diesem Zusammenhang wesentlichen biblischen Textstellen.

Streifscharen mehr in das Land Israel" (2 Kön 6,23).²²

Am Anfang des großen Jesajabuches steht mit Jes 2,1-5 die Vision von der kommenden Wandlung der Schwerter zu Pflugscharen, wenn alle Völker so auf den Gott Israels hören, wie der König von Israel in der Elischageschichte auf den Propheten gehört hat; auch beim Propheten Micha findet sich diese Vision, in der es heißt, "ein jeder sitzt unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum und niemand schreckt ihn auf" (Mi 4,4).²³ Der Prophet Micha beendet diese Vision mit dem trotzigem Bekenntnisatz: "Auch wenn alle Völker ihren Weg gehen, ein jedes im Namen seines Gottes, so gehen wir schon jetzt im Namen des HERRN, unseres Gottes, für immer und ewig" (Mi 4,5).

Der Weg zur Bergpredigt ist von hier aus nicht mehr sehr weit.

In der Bergpredigt lehrt Jesus bekanntlich zu beten: "Dein Reich komme"; bei dem Propheten Jesaja lässt sich bereits lernen, wie dieses Reich sein wird:

"Der Wolf findet Schutz beim Lamm, der Panther liegt beim Böcklein. Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Junge leitet sie. (...) Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter und zur Höhle der Schlange streckt das Kind seine Hand aus. Man tut nichts Böses und begeht kein Verbrechen auf meinem ganzen heiligen Berg; denn das Land ist erfüllt von der Erkenntnis des HERRN" (Jes 11, 6-9)

Bis dahin, bis zum endgültigen Kommen dieses Gottesreiches, gilt als christliche Handlungsmaxime, was einer der frühesten und besten Ausleger der Bergpredigt (so das Urteil des Erasmus von Rotterdam) folgendermaßen formuliert hat:

"Die Liebe sei ohne Heuchelei.
Verabscheut das Böse, haltet fest am Guten!
Seid einander in brüderlicher Liebe zuge-

tan, übertrefft euch in gegenseitiger Achtung! (...)

Segnet eure Verfolger; segnet sie, verflucht sie nicht! (...)

Vergeltet niemandem Böses mit Bösem!
Seid allen Menschen gegenüber auf Gutes bedacht!

Soweit es euch möglich ist, haltet mit allen Menschen Frieden!

Übt nicht selbst Vergeltung, Geliebte, sondern lasst Raum für das Zorngericht Gottes; denn es steht geschrieben: Mein ist die Vergeltung, ich werde vergelten, spricht der Herr.

Vielmehr:

Wenn dein Feind Hunger hat, gib ihm zu essen, wenn er Durst hat, gib ihm zu trinken;

tust du das, dann sammelst du glühende Kohlen auf sein Haupt.

Lass dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute! (Röm 12,9-21*)

Norbert Scholl

„Negative Theologie“ – belanglose Rede von Gott?

In der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ wendet sich der Freiburger Theologe *Magnus Striet* in einem lesenswerten Beitrag „Was ich glaube, wenn ich bete“ auch gegen die „Negative Theologie“²⁴. Diese Form der Theologie wird heute von zahlreichen Theologen bevorzugt. *Striet* versucht, ihre Grenzen aufzuzeigen: „Ein Gott, von dem nichts zu sagen ist, tröstet auch nicht. Gott wird immer auch Geheimnis bleiben. Aber: Wenn von ihm nichts Bestimmtes mehr zu sagen ist, ist er menschlich belanglos.“ Auch die herkömmliche Theologie kann das nicht. Sie kann nicht einmal mit „Bestimmtheit“ sagen, dass Gott überhaupt existiert.

²² Vgl. zu dieser Erzählung ausführlicher Nauerth, Thomas, Die Geschichten werden sich noch wundern – Christliche Anthropologie aus friedens-theologischer Perspektive. In: forum religion (4/2005) 39-41.

²³ Dieses Bild, und nicht etwas das Wort Schalom ist der eigentliche biblische Friedensbegriff, vgl. dazu Nauerth, Thomas, Ruhe als Inbegriff des Friedens. Der Traum des Alten Testaments In: Bibel heute 219 (3/2019) 15-16.

²⁴ Magnus Striet, Was ich glaube, wenn ich bete; in: CiG 14/2020, 157 f.

Gotteskritik um des wahren Gottes willen

„Negative Theologie“ hat durchaus etwas von Gott zu sagen. Allerdings nichts „Bestimmtes“. „Das würde nämlich bedeuten, Gott festschreiben, definieren zu können. Man bildet sich ein, das ‚heilige Geheimnis‘ (*Karl Rahner*), das Gott umgibt, zu lüften. ‚Gott‘ wird menschlichem Denken verfügbar gemacht. Er wird in gewisser Weise ‚ein Gebild von Menschenhand‘. ‚Negative Theologie‘ ist nicht das Gegenteil von positiver oder affirmativer Theologie. Sie ist vielmehr deren ‚grundlegende Grammatik, in der das Unaussprechbare so zur Sprache und das Undenkbare so in den Gedanken kommt, dass damit die Transzendenz Gottes konstitutiv gewahrt bleibt‘²⁵. Sie setzt dort an, wo die Erfahrung der Leere, des Fehlens und Vermissens jede Behauptung der Gegenwart Gottes dementiert. Was können denn die Katechismus-Sätze „Positives“ von Gott sagen – Gott ist die Wahrheit, die Weisheit, der Allmächtige? Ist das eine Antwort auf Auschwitz, auf die Katastrophe des Tsunami von 2004 mit etwa 230.000 Toten, auf die Corona-Pandemie von heute? Gott ist die Liebe? Kann das die Mutter eines krebserkrankten sterbenden Kindes trösten? Ist nicht eine Rede von Gott ehrlicher und letztlich „bestimmter“, die offen eingesteht: Gott ist nicht zu fassen, nicht zu bestimmen; er übersteigt jedes menschliche Fassungs- und Bestimmungsvermögen. Er ist unbegreiflich; er kann mit keinem „Begriff“ adäquat umschrieben oder benannt werden (vgl. Ex 3,13-15). „Negative Theologie“ versucht, all das loszuwerden, woran bisher der Glaube hing. Herkömmliche Rede von Gott in anthropomorphen Bildern oder abstrakten Begriffen kann allenfalls „vorletzte“ Rede sein. Die eigentliche und „letzte“ Rede ist die des Verstummens vor dem Unbegreiflichen, des ehrfurchtsvollen Schweigens vor dem „Großen Unbekannten“. „Nur mit leeren Händen können Menschen nach jener Wirklichkeit greifen, von der sie hoffen, dass sie ihrerseits von ihr ergriffen werden“ (*Hans-Joachim Höhn*²⁶).

²⁵ Negative Theologie heute? Zum aktuellen Stellenwert einer umstrittenen Tradition. Mit Beiträgen v. J. E. Hafner, A. Halbmayr, G. M. Hoff, H. Keul, W. Sandler, Th. Schärfl u. M. Striet, Freiburg-Basel-Wien: 2008, 195

²⁶ Hans-Joachim Höhn, *Ferne Nähe. Plädoyer für ei-*

„Grundgesetz für alle theologischen Vergleiche“

„Negative Theologie“ gründet auf dem „Grundgesetz für alle theologischen Vergleiche zwischen Schöpfer und Geschöpf“²⁷, das vom Vierten Laterankonzil (1215) formuliert wurde: „Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre“²⁸. Wenige Jahre später griff *Thomas von Aquin* (1225-1274) diesen Satz auf und bezeichnete die Unerkennbarkeit Gottes als die eigentliche, die letzte Erkenntnis Gottes: „Das ist das Letzte menschlicher Erkenntnis über Gott, dass man erkennt, dass man Gott nicht kennt“²⁹. Diese wissende Unwissenheit komme erst „am Ende unserer Erkenntnis.“ Erst dann erkennen wir Gott „als den Unbekannten“³⁰. Wissende Unwissenheit über Gott ist somit die „erhabenste“ und „kraftvollste“ Erkenntnis³¹. Auch der rund hundert Jahre später lebende Mystiker *Meister Eckhart* (ca. 1260-1328) betont in seinen Schriften immer wieder, dass der Gottsucher sich „leer“ machen muss von aller theologischen Begrifflichkeit, ja dass er seines eigenen Gottes - als Denkvorstellung - „quitt“ werden muss.³² „Alle jene Bilder und Vorstellungen sind der Balken in deinem Auge. Drum wirf sie hinaus. Ja selbst deines gedachten Gottes sollst du quitt werden, aller deiner doch so unzulänglichen Gedanken und Vorstellungen über ihn wie: Gott ist gut, ist weise, ist gerecht, ist unendlich. Gott ist nicht gut, ich bin besser als Gott; Gott ist nicht weise, ich bin besser als er, und Gott ein Sein zu nennen ist so unsinnig, wie wenn ich die Sonne bleich oder schwarz nennen wollte. [...]

ne „theologia negativa“, in: Publik-Forum 16/2009, 33f.; Vgl. auch: Ders., *Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur*, Würzburg 2009.

²⁷ J. Hochstaff, *Negative Theologie. Ein Versuch zur Vermittlung des patristischen Begriffs*, München 1976, 154; zit. nach: Andreas Benk, *Gott ist nicht gut und nicht gerecht. Zum Gottesbild der Gegenwart*, Düsseldorf 2008, 58 f.

²⁸ DH 806.

²⁹ Thomas von Aquin, *De potentia*, q. 7, a. 5, ad 14.

³⁰ Thomas von Aquin, *Expositio super librum Boethii De trinitate*, q. 1, a. 2, ad 1..

³¹ Thomas von Aquin, *Summa contra gentiles*, III, c. 49, n. 8; *Expositio super librum de causis*, lect. 6..

³² Meister Eckhart, *Deutsche Predigten und Traktate*. Hg. u. übersetzt von J. Quint, München o.J., 30..

Alles was du da über deinen Gott denkst und sagst, das bist du mehr selber als er“³³

Menschwerdung Gottes

Striet meint, in christlichen Glaubensstraditionen sei „eine radikal negative Theologie ... nicht durchzuhalten. In deren Kern steht das Bekenntnis, dass Gott selbst Mensch geworden sei, als der Jude *Jesus* aus Nazareth.“ Dieses Bekenntnis, so müssen wir hinzufügen, beruht auf Erfahrungen, die Menschen vor 2000 Jahren gemacht haben. Sie begegneten in dem Juden aus der galiläischen Provinz einem außergewöhnlichen Menschen, der so ganz anders war als „normale“ Menschen.

Nirgends wird in den Evangelien allerdings von ihm gesagt, dass er von sich behauptet habe, er sei der „Sohn Gottes“. Das tat nur ein Nicht-Jude, der römische Centurio: „Wahrhaft, dieser war Gottes Sohn“ (Mk 15,39; Mt 27,54). Doch ob er das wirklich gesagt hat und welche Vorstellung er damit verband, ist keineswegs sicher. Im alten Orient war es üblich, die Anhängerschaft eines Gottes als dessen Söhne und Töchter zu bezeichnen (Num 21,29). Für das alte Israel galt zunächst der König als privilegierter „erstgeborener Sohn“ Gottes und als der „höchste unter den Herrschern der Erde“ (Ps 89,28). Auch das gesamte Volk Israel sieht sich als „Gottes erstgeborener Sohn“ (Ex 4,22). Im Buch der Weisheit schließlich wird jeder Gerechte als „Sohn Gottes“ tituliert (Weish 2,18; 5,5). Im griechischen Urtext des Neuen Testaments steht „Sohn Gottes“ ohne bestimmten Artikel. Es darf also nicht übersetzt werden: „der Sohn Gottes“. Korrekt ist: „ein Sohn Gottes“ oder (ohne Artikel) „Sohn Gottes“. Im Lukasevangelium wird erzählt, dass der Centurio gesagt habe: „Wahrhaft, dieser Mensch war gerecht“ (Lk 23,47). Es wäre denkbar, dass Lukas bewusst auf das weisheitliche Verständnis von „Sohn Gottes“ zurückgegriffen hat, weil er sein Evangelium für Nicht-Juden schrieb und er die in der Antike verwendete Verehrung des Kaisers als „Gott“ umgehen wollte³⁴. Das Jo-

hannesevangelium scheint von der Szene gar nichts zu wissen. Stattdessen steht dort im Prolog: „Und das Wort (der Logos) ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14). In der Urkirche wird das Thema der Menschwerdung Gottes in *Jesus Christus* zum Bestandteil der Liturgie (Phil 2,5–1; Kol 1,15–20). Es dauert jedoch Jahrhunderte, bis die darauf aufbauende Christologie in zahlreichen Auseinandersetzungen definitiv formuliert wird. Ein Meilenstein ist dabei das Erste Konzil von Konstantinopel (381), in dem am Ende des arianischen Streites die Formulierung des Ersten Konzils von Nikaia bestätigt wird: „Ich glaube [...] an den einen Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes [...], der Mensch geworden ist“.

Lässt sich das wirklich mit Bestimmtheit sagen? Ist *Jesus* von Nazaret *der* einzige Mensch, in dem Gott leibhaftig erfahrbar geworden ist? Oder ist Gott in *vielen* Menschen erfahrbar? Wenn nicht auf irgendeine Weise letztlich in allen Menschen? Auch hier erscheint es mir angemessen, auf einen, heute von vielen Theologen in Rückbesinnung auf *Spinoza* (1632–1677) bevorzugten „Panentheismus“ zurückzugreifen. *Spinoza* lehrte: „Gott ist Alles, Alles ist Gott“. Panentheistisches Denken sagt: „Gott ist *in* Allem, *in* Allem ist Gott“. Oder, um mit *Leonardo Boff* zu sprechen: „Dinge sind, was sie sind: Dinge. Dennoch ist Gott in den Dingen und Dinge sind aus Gott, denn sie entspringen aus seinem Schöpfungsakt. Das Geschöpf hängt immer von Gott ab, und ohne Gott würde das Geschöpf ins Nichts zurückkehren, woher es kam. Gott und die Welt sind unterschiedlich, doch sie sind weder getrennt voneinander noch abgeschlossen, sondern füreinander offen.“³⁵ Alles im Universum ist (An-)Teil an Gott, aber Gott ist mehr als das Universum. Gott und Universum sind nicht identisch. Es gibt vielmehr ein vielgliedriges System von Wesen und Lebenserscheinungen, die voneinander und von Gott gesondert scheinen, jedoch allesamt untrennbar mit dem Urgrund, den wir „Gott“ nennen, verbunden sind. Ein strenger Dualismus zwischen Gott und Welt ist ausgeschlossen.

³³ Ebd.; dort auch Angabe der Fundstellen bei Eckhart.

³⁴ Kaiser Augustus wurde unmittelbar nach seinem Tod (14 n. Chr.) unter die Götter erhoben. Im mit dem Herrscherkult vertrauten griechischen Osten waren ihm aber bereits zu Lebzeiten entsprechende Ehrungen zuteil geworden.

³⁵ Leonardo Boff, Pantheismus vs. Panentheismus: eine notwendige Unterscheidung. Veröffentlicht am 24.4.2012; <https://traductina.wordpress.com/2012/04/24/pantheismus-vs-panentheismus-eine-notwendige-unterscheidung>.

Die Unterscheidung zwischen Schöpfer und Schöpfung ist lediglich ein Hilfsprinzip, das es den Menschen erst ermöglicht, die Welt konkret begreifen, einordnen und beurteilen zu können. „Wir dürfen uns Schöpfung und Menschwerdung in der wirklichen Welt als zwei Momente und zwei Phasen *eines* - wenn auch eines innerlich differenzierten - Vorgangs der Selbstentäußerung und Selbstäußerung Gottes denken“ (*Karl Rahner*³⁶). Und die den Glauben zum Ausdruck bringt, dass „hinter“ und jenseits von Allem eine unsichtbare, geheimnisvolle Macht steht, der sich letztlich alles zu verdanken hat, die alles trägt, belebt und vollendet - Gott. „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. [...] Wir sind von seiner Art“ (Apg17, 28).

In dem Menschen *Jesus* von Nazaret ist für eine bestimmte Anzahl von Menschen dieser jenseitig-diesseitige Gott in besonderer Weise erfahrbar geworden. „Wenn Jesus Christus in der christlichen Tradition Gott und den Menschen wesensgleich genannt wird, dann nicht deshalb, weil er als göttliche Gestalt über diese Erde schritt, sondern nur deshalb, weil wir in Erinnerung an ihn das Entscheidende versuchen können. Wir können Gottes Antlitz im Leben und im Schicksal der Erniedrigten entdecken, also dafür sorgen, dass die Menschwerdung Gottes wirksam und öffentlich wird“³⁷. *Jesus* war ein Mensch wie sie und alle anderen Menschen. Er war „Fleisch“ (Joh 1,13) wie alle, die „im Fleische“ geboren sind. Was ihn aber von diesen anderen unterschied: In ihm erlebten Menschen, die mit ihm zusammen waren, die Nähe des unnahbaren Gottes. Sie sahen in *Jesus* die „In-Carnation“, die „Fleischwerdung“ Gottes, die als „ein inneres Moment der Ganzheit der Begnadigung der geistigen Kreatur überhaupt“ zu begreifen ist (*Karl Rahner*³⁸). In seiner Botschaft und in seinem hingebungsvollen Handeln erfuhren Menschen das, was sie von dem lebendigen Gott ersehnten und erhofften: Liebe und Güte, Zuwendung und Anerkennung, Heilung und Ermutigung. In *Jesus* sahen sie die Sehnsucht erfüllt, die in ihren alten Schrif-

³⁶ Karl Rahner, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums, Freiburg/Basel/Wien 1976, 197.

³⁷ Hermann Häring, Zur Aktualität der Negativen Theologie; Concilium 37 (2001), 123-133.

³⁸ Karl Rahner, ebd., 201.

ten immer wieder durchschimmert und die letztlich nur Gott stillen kann: die Sehnsucht nach Frieden und Freiheit, nach Annahme und Geborgenheit, nach Heil und „Leben in Fülle“. Manche sahen in dem Mann aus Nazaret daher *einen* „Sohn“ Gottes.

Und heute? „Vielleicht ist Gott dort wieder zu finden, wo im Protest gegen das Unrecht und im Schrei des Schmerzes neu nach der Wahrheit gesucht wird“³⁹.

Karl-Heinz Ohlig

Aufklärung in Christentum und Islam

1. Die europäische Geschichte der Emanzipation von Subjekt und Intellekt⁴⁰

Spätestens seit dem 17. und 18. Jahrhundert ist in Europa ein neues Paradigma für menschliches Denken entstanden: die Aufklärung. Diese hat eine Vorgeschichte, ohne die sie nicht aufgekommen wäre und die in der Eigenart der christlichen Geschichte Europas begründet ist. Zwar hat sie sich oft

³⁹ J. Assmann, Herrschaft und Heil. Politische Theologie in Altägypten, Israel und Europa, München 2000, 40-42; Th. Luckmann, Die unsichtbare Religion, Frankfurt 1991. Zit. nach: Hermann Häring, Zur Aktualität der Negativen Theologie; Concilium 37 (2001), 123-133.

⁴⁰ Vgl. zum Folgenden ausführlicher vom Verf., Christentum – Kirche – Individuum, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln, Weimar, Wien 2001, 11-40; Erkenntnistheoretische Erwägungen zur Eigenart und Begründung religiöser Wahrheit, in: Wege der Wissenschaft. Eine interkulturelle Perspektive. Grundlagen, Differenzen, Interdisziplinäre Dimensionen, hrsg. von Hamid Reza Yousefi / Klaus Fischer / Rudolf Lütke / Peter Gerdson, Northausen 2008, 267-288; Die Mittelpunktstellung von Subjekt und kritischer Vernunft als europäisches Spezifikum, in: Günther Buchstab (Hrsg.), Die kulturelle Eigenart Europas, Freiburg, Basel, Wien 2010, 178-216.

polemisch gegen die Kirchen durchsetzen und behaupten müssen. Aber ohne diese Wurzeln ist sie nicht zu verstehen, ebenso wenig wie das Phänomen, dass sie heute global, in fremden Kulturen, nur dort Fuß fassen kann, wo der europäische, mittlerweile westliche, Einfluss stark ist. Diese Vorgeschichte kann hier nur angesprochen, nicht im Einzelnen entfaltet werden.

Als sich zu Beginn des Mittelalters das Zentrum christlicher Aktivitäten vom Mittelmeerraum nach Norden, auf das europäische Festland, verlagerte, war dieser Raum dünn besiedelt, agrarisch geprägt und ohne Stadtkultur. Das Christentum aber hatte in der urbanen Welt der Spätantike, in den Kontexten differenzierter philosophischer, literarischer, politischer, sozialer und künstlerischer Strömungen, ein komplexes Gebäude theologischer und praktischer Lehren, Dogmen und Verhaltensweisen ausgebildet. Mit der Christianisierung Europas wurde deswegen nicht nur der Glaube an Jesus Christus, den Gott Jesu und die Nachfolgeforderung, also der Kern des Christlichen, vermittelt, sondern das Gesamt der Vorgaben des antiken Christentums.

Unter dem lateinischen Begriff *fides*, Glauben, verstand man somit im Mittelalter die Summe aller dieser Lehren: die Glaubensbekenntnisse der Konzilien und die Schriften der altkirchlichen Theologen, der „Väter“ – hier vor allem und immer wieder Augustinus –, sowie die mit der Missionierung vermittelten ethischen Überzeugungen und kirchlichen Strukturen. Zwar brachten die neuen Christen durchaus eigene hochkulturelle Traditionen mit; Kelten, Germanen und Slawen waren aber der antiken Kultur gegenüber keine ebenbürtigen Partner. Das Gesamt der *fides* erschien ihnen, die von ganz anderen und einfacheren Voraussetzungen her kamen, weithin unverständlich, seit der Verbreitung der Schriften des Dionysius Pseudo-Areopagita bürgerte sich für die christlichen Lehren sogar die Kennzeichnung als *hyperfyes* (*supernaturalis*, übernatürlich) ein.

Als sich im Abendland im Lauf der Zeit Bildungsmöglichkeiten entwickelten, zunächst in Kloster- und dann Kathedralschulen, schließlich in Ordenshochschulen und Universitäten, ging es zunächst einmal darum, den vorgegebenen Glauben mit den

Mitteln des subjektiven Verstandes zu verstehen. *fides quaerens intellectum*, so formulierte Anselm von Canterbury im Anschluss an Augustinus die Aufgabe der Theologie: der Glaube soll mit den Mitteln des Verstandes erforscht werden.

Hierbei standen die Einzelnen mit ihrem Denken, das allmählich geschult wurde, einem äußerst differenzierten Gebäude von Lehren gegenüber, das sie zunächst einmal sammeln, ordnen und erfassen mussten. Weil dieses als göttliche Offenbarung galt, also nicht in Frage gestellt werden konnte, versuchte das Mittelalter diese Spannung bzw. Diastase von (objektiver) *fides* und (subjektivem) *intellectus* in einer Synthese von Glauben und Vernunft zu lösen. Alle denkerischen Bemühungen galten dem Ziel, immer tiefer in den vorgegebenen Glauben einzudringen, diesen als vernunftgemäß aufzuzeigen und zu begründen.

Im Hoch- und Spätmittelalter bildete sich in vielen Regionen Europas ein selbstbewusstes Bürgertum aus und damit eine Stadtkultur. Handwerk, Handel, Verwaltung und Geldgeschäfte erforderten Entscheidungen, die nicht vom Glauben her ableitbar waren und die von den Einzelnen getroffen werden mussten. Es kam zu einem Individualisierungsschub.

Die religiösen Bedürfnisse der immer autonomer werdenden Menschen konnten die mittelalterliche Feudalkirche und ihr Glaubensgebäude nicht zureichend zufrieden stellen. So suchten immer mehr Christen neue Wege, die ihnen auf eine ganz persönliche Weise ein sinnvolles – das hieß damals natürlich: christliches – Leben möglich machen sollten. Aus dieser neuen Situation sind zwei Bewegungen hervorgegangen, denen sich sehr viele angeschlossen haben: In der Armutsbewegung versuchten Christen durch die Orientierung an dem armen Jesus, nicht an der Kirche, eine Nachfolge Jesu, eine *vita apostolica*, verbunden mit einer Kritik an der reichen Kirche. Hierbei stützten sie sich nicht mehr einfach auf die von der Kirche vorgegebene *fides*, sondern auf die Heilige Schrift, die sie deswegen in ihrer Muttersprache selbst lesen – es gab erste Bibelübersetzungen – und dann auch selbst predigen wollten. Gerade mit dieser „Laienpredigt“, die oft auch von Frauen wahrgenommen wurde, entzündeten sich

dann Konflikte mit dem Predigtmonopol und den Lehren der Amtskirche.

Eine zweite Bewegung suchte und lebte eine neue Spiritualität, aus der – als Aufgipfelung – die spätmittelalterliche Mystik hervorging. In ihr suchten Einzelne, sowohl Männer als auch Frauen, eine durch die Kirche und ihre Lehren unvermittelte Begegnung mit Gott oder Jesus Christus. Die tiefe Erfahrung der Einung mit Gott oder Christus bewirkte die Überzeugung von einer höchstpersönlichen Nähe oder Partnerschaft. Diese gab ihnen einen Selbststand, bei dem sie die Autorität der Kirche gewissermaßen „transzendierten“ und somit von ihr unabhängig wurden.

So geriet im Spätmittelalter das synthetische Denken der vorherigen Zeiten in eine Krise. Die Philosophie versuchte nicht mehr, den Glauben denkerisch zu begründen. Die Theologie beschränkte sich darauf, aus der Bibel den dort geoffenbarten Willen Gottes für unser Leben herauszulesen (Biblizismus).

Diese Entwicklungen sind die Grundlage für die entschiedene neuzeitliche Wende zum Einzelnen (vgl. Martin Luther: Wie finde ich den gnädigen Gott?); von jetzt an steht grundsätzlich – auch hier gibt es natürlich in den verschiedenen Gesellschaften unterschiedliche Entwicklungsstadien und -phasen – das Individuum gänzlich im Mittelpunkt.

2. Zur europäischen Aufklärung

Der Einzelne will nur noch das anerkennen, was er mit den Mitteln seiner Vernunft begründen kann. René Descartes (gest. 1650) hat die subjektive Wende tief reichend vollzogen und fand für dieses neue Paradigma eine klassische Formulierung: Cogito ergo sum, ich denke, also bin ich. Mit anderen Worten: ich bin, nicht weil Gott mich erschaffen und gewollt hat (wie es der Glaube lehrt), der Ausgangspunkt aller Wirklichkeitserfahrung und die einzige Selbstvergewisserung ist vielmehr ausschließlich im subjektiven Denken zu sehen.

Wahrscheinlich hat Descartes den Satz nicht in all seiner Radikalität bedacht, aber dieser kann das Spezifische der neuen Entwicklungsstufe ausdrücken. Die subjek-

tive Wende des Denkens in der Neuzeit ist die radikale Antithese zu den Vorgaben, die dem Mittelalter mit der Eigenart seiner Missionierung in die Wiege gelegt worden waren: Die subjektive Vernunft ist Basis aller Wahrheitserkenntnis, nicht mehr die geoffenbarte fides.

So erweist sich also die jetzt folgende Aufklärung als Ergebnis einer spezifischen Vorgeschichte, sie ist ein Resultat einer langen europäischen Geschichte der Emanzipation von Subjekt und Intellekt, die ihre übermächtigen Vorgaben abschüttelten. Die Aufklärung postulierte, dass nur noch das gelten solle, was vor dem Forum der subjektiven Vernunft bestehen kann. Dies betraf auch die Ethik, also die Werte und Normen des menschlichen Verhaltens, deren ererbte Regeln jetzt als heteronom, also von außen aufgegeben, wahrgenommen wurden. Eine autonome ethische Orientierung solle an ihre Stelle treten.

Für Immanuel Kant (gest. 1804) beendet die Aufklärung das heteronome Denken, das sich von Außen, von der Kirche und ihren Lehren, bestimmen lässt: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Beantwortung der Frage. Was ist Aufklärung, 1783). In seiner „Kritik der reinen Vernunft“ (erste Auflage 1781) begründet er alle Vernunftwahrheit im transzendenten Subjekt. Gott, Glauben und religiöse Lehren sind als Postulate der Praktischen Vernunft zu betrachten.

In der Aufklärungszeit wurde erkannt, dass die christlichen Lehren – bisher als geoffenbarte und übernatürliche Wahrheiten angesehen – sich samt und sonders geschichtlich und aus durchaus im Nachhinein verstehbaren Motiven heraus entwickelt haben, also Geschichtswahrheiten sind. Gotthold Ephraim Lessing (gest. 1781) ist der Meinung, dass diese „zufälligen“ Geschichtswahrheiten keine metaphysischen, also notwendigen Wahrheiten sind: „Wenn keine historische Wahrheit demonstriert werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheit demonstriert werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.“ Und er folgert: „Das, das ist der garsstig breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch

den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der tue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet sich ein Gotteslohn an mir“ (Über den Beweis des Geistes und der Kraft, 1777).

Diese Emanzipationsgeschichte wurde nicht unwesentlich von Theologen oder dem Denken im theologischen Umfeld – Lessing z.B. war Pfarrersohn – vorangetrieben; auch jüdische Gelehrte hatten daran einen großen Anteil.

Dieses neue Denken hatte auch starke Auswirkungen im Bereich der Theologie. Während man sich im katholischen Raum mehr mit praktischen Problemen befasste, die einem aufgeklärten Denken entgegenstanden (z.B. Zölibat, Kirchenstruktur, Ohrenbeichte, Wallfahrtswesen), wurden in der evangelischen Theologie vor allem grundsätzliche Probleme aufgeworfen. So hat Johann Salomo Semler (gest. 1791) als erster festgestellt, dass auch das Neue Testament kein vom Himmel gefallenes Buch ist, sondern erst nach einer mehr als dreihundertjährigen Geschichte der Sammlung frühchristlicher Schriften seine heutige Gestalt gefunden hatte.

Man fing an, die Bibel nicht von vornherein als „Wort Gottes“ oder inspiriert und damit als sakrosankt zu betrachten, sondern als ein Stück Volksliteratur. Damit war der Weg frei, sie in ihrem Zustandekommen und ihren Aussagen kritisch zu untersuchen. Die historisch-kritischen Methoden fanden Eingang in die Bibelwissenschaften bzw. wurden erst dort in differenzierter Weise entwickelt. Das immer feiner ausgefeilte methodische Repertoire führte dazu, die Abfassungszeiten der Schriften, ihre Verfasser, die ältesten Textversionen, die in ihnen verwendeten Quellen oder tradierte Motive, somit ihre Kontexte und genaueren Aussagen bestimmen zu können.

So kann die Exegese differenzierte Zugänge zur alt- und neutestamentlichen Literatur und der ihr zugrunde liegenden Geschichte erarbeiten. Auch zeigte sie auf, dass z.B. die im Neuen Testament vermittelte Gestalt und Funktion Jesu durchweg kerygmatisch und von den Vorstellungen unterschiedlicher Gemeinden geprägt war, es also eine Spannung gab zwischen dem Christus des Glaubens und dem historischen Jesus.

Diese historisch-kritischen Untersuchungen bezogen sich auch schon, beginnend in

der Aufklärungszeit, auf zentrale christliche Dogmenbildungen, von der Trinitätslehre, die Jesus oder den synoptischen Evangelien noch unbekannt war, über die Christologie bis hin zur lateinischen Erbsünden- und Rechtfertigungsproblematik. Bei allen diesen Lehren wurde erkannt, dass sie in ihrer späteren Gestalt nicht biblisch herzuleiten, sondern in jüngeren kulturspezifischen Fragestellungen und somit subjektiv begründet sind. „Der Glaube an Christus, als Gott, beruht in der eigenen Überzeugung des Menschen, die er sich selber schafft“, schreibt J.S. Semler (Gottheit Christi, 1757). Allerdings waren die diesbezüglichen Diskussionen damals erst noch tastend, sie scheinen erst in jüngerer Zeit intensiver aufgegriffen zu werden – die Aufklärung hat einen langen Prozess angestoßen, der noch nicht abgeschlossen ist.

Die Aufklärung hat für das Christentum viele Erschütterungen mit sich gebracht, nicht wenige Überzeugungen, die eine alte Tradition hatten, schienen ins Wanken geraten. Spätestens im 19. Jahrhundert kam zu dem bisher dominierenden historisch-kritischen Denken noch ein weiteres Paradigma hinzu, das bis heute nicht weniger Probleme mit sich bringt: das naturwissenschaftliche Denken und seine Erkenntnisse zu den Anfängen und der Geschichte des Kosmos sowie zur Evolution alles Lebendigen und des Menschen. Hierdurch wurden bis dahin selbstverständliche Überzeugungen vor allem zur Schöpfungslehre (Selbstorganisation der Materie versus Schöpfungsglauben) und zur Anthropologie (der Mensch als „Krone der Schöpfung“ und das Leib-Seele-Schema) in Frage gestellt. Seitdem haben die Naturwissenschaften in weiteren Bereichen, z.B. in der Gen- oder Hirnforschung, Thesen hervorgebracht, die zwar in Vielem noch vorläufig sein mögen, aber wohl zu manchem Umdenken zwingen werden.

Man muss lobend erwähnen, dass sich die europäischen, mittlerweile westlichen oder auch globalen Großkirchen diesen Fragestellungen und Positionen nicht grundsätzlich verschlossen haben, trotz lang anhaltender Widerstände. In ihnen ist heute aufgeklärtes Denken, wenn auch nicht immer in allen seinen Dimensionen oder in allen Aspekten, auch nicht in allen ihren Gruppierungen, weithin verbreitet. In Theologie und Verkündigung wird versucht, die

christlichen Essentials so zur Sprache zu bringen und zu vermitteln, dass die historisch-kritischen sowie die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse aufgegriffen, reflektiert und diskutiert werden.

So brachte die Aufklärung zwar eine einschneidende Zäsur in der Christentums-geschichte, deren Folgen auch noch keineswegs allseitig befriedigend „bewältigt“ sind – zudem ist Vieles erst „auf dem Weg“. Aber sie hat dem Christentum auch ganz neue Chancen eröffnet, nämlich auch in Zukunft mit ihren Lehren und Werten eine Rolle zu spielen. Diese Transformation und „Modernisierung“ des Christentums war und ist unausweichlich, weil es anders seine Adressaten nicht mehr erreichen und ihnen keine Perspektiven für ein sinnvolles Leben und die Hoffnung auf Gott anbieten kann. Die Rezeption der Aufklärung macht das Christentum zukunftsfähig. Zwar kann (und soll) es nicht alle seit der Aufklärung aufgekommenen Thesen gewissermaßen eins zu eins übernehmen, hier gibt es auch in vielen, auch entscheidenden Bereichen, Diskussionsbedarf, bei dem sich das Christentum einbringen und eine humane Verarmung des Denkens verhindern kann. Aber eine grundsätzliche Ablehnung der Aufklärung müsste das Christentum in ein Ghetto verweisen, in dem vormodern gedacht und gelebt wird.

Es war zu erwarten – und ist auch eingetreten –, dass sich nicht alle Gruppen innerhalb der Kirchen diesem Prozess des Umdenkens öffnen konnten. Unsere Gesellschaften sind nicht homogen, und es trifft keineswegs zu, dass alle Menschen in den westlichen Gesellschaften, auch abgesehen von christlichen Gruppen, die Aufklärung rezipiert haben. Wie Friedrich Heer (gest. 1983) einmal sagte, leben wir, obwohl wir dieselbe Straßenbahn oder dieselben technischen Geräte oder Medien nutzen, nicht alle „gleichzeitig“. So gibt es in traditionell geprägten Christentümern aller Konfessionen Widerstände, die die Fundamente des Glaubens in Frage gestellt sehen. Man kann nicht sagen, dass die Theologien weltweit „zeitgemäß“ sind, die Amtskirchen halten oft an den traditionellen Auffassungen fest, weil in ihnen ihre Stellung und Macht begründet ist, große fundamentalistische Gruppen lehnen alles aufgeklärte Denken ab und beziehen sich dabei auf den Wortlaut der Bibel, deren In-

halte sie als nicht interpretierbare Lehren auffassen. Ein weiteres Problemfeld stellen die Kirchen in der „Dritten Welt“, also in Asien, Afrika, Ozeanien und Lateinamerika, dar – mittlerweile zwei Drittel aller Christen –, die aus ganz anderen kulturellen und religiösen Kontexten stammen und denen die spezifisch europäische Geschichte und somit die Aufklärung fremd sind.

So kann man nicht sagen, dass sich die Aufklärung schon gänzlich im Christentum durchgesetzt habe. Aber es scheint, wenigstens in der Westlichen Welt, den Haupttendenzen nach wenigstens grundsätzlich auf dem Wege zu sein, sich historisch-kritisches und naturwissenschaftliches Denken anzueignen. Es scheint so zu sein, dass aufgeklärtes Denken, trotz aller Schwierigkeiten, die es mit sich bringt, die einzige Perspektive aufzeigt, mittels derer das Christentum in der Moderne und den folgenden Epochen vermittelbar ist.

Wie gesagt, haben jüdische Gelehrte in Europa zu dieser Entwicklung wichtige Beiträge geleistet. Für sie gelten grundsätzlich ähnliche Überlegungen, die auch die christliche Geschichte geprägt haben. Zwar ist diese jüdische Aufklärungsgeschichte in Europa seit der Zeit des Nationalsozialismus weitgehend unterbrochen worden, aber zumindest Eliten des Judentums in der Westlichen Welt, z.B. in Israel oder in den USA, führen diese Denktraditionen fort und bringen weiterhin zahlreiche wichtige Forschungen vor allem zum Ersten Testament und zur eigenen Geschichte hervor. Aber auch hier, wie im Christentum, schotten sich orthodoxe jüdische Kreise und Gemeinden von diesen kritischen Positionen ab.

3. Aufklärung im Islam?

3.1 Ein Rückblick auf die Geschichte

Im Islam fehlt bis heute eine vergleichbare Entwicklung zu aufgeklärtem Denken. Zwar erlebte er, nach gängiger Darstellung, zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert eine große kulturelle Blüte: Er habe die griechische Philosophie umfassend rezipiert, ihre Werke ins Arabische übersetzt – von wo dann Europa diese Schriften, vor allem die bis dahin unbekannteren Bücher des Aristoteles, kennengelernt habe – und eine Reihe bedeutender Philosophen mit originellen

Entwürfen hervorgebracht. Vorwiegend führten sie neuplatonische Spekulationen fort, von denen her sie auch die Thesen des Aristoteles interpretierten, und nahmen keine großen Rücksichten auf religiöse Vorgaben. Darüber hinaus seien auch antike Schriften zur Kosmologie, Medizin und Mathematik übersetzt und weiterentwickelt worden. In der Mathematik führte auch die Bekanntschaft der Arabischen Reiche mit Indien zur Übernahme der dortigen Schreibweise für Zahlen, die uns auf diesem Wege („arabische Zahlen“) übermittelt und von uns übernommen wurden. Mystiker (Sufis) entwarfen beeindruckende und originelle Gedankengänge. Architektur, Militärwesen, Geographie, Stadtkultur kamen zu großer Blüte. Dieser großartige Aufbruch aber sei spätestens seit dem 12. Jahrhundert, mit einer kurzen Nachblüte in Spanien und Persien, zugrunde gegangen.

Die beschriebenen Phänomene gab es durchaus. Neuere historische Untersuchungen zeigen jedoch, dass manches davon nicht als spezifisch islamisch bezeichnet werden kann: Die Übersetzungen der griechischen Literatur, zunächst ins Syrische, dann ins Arabische wurden von syrischen Übersetzern geleistet, die in der Regel Christen waren. Philosophie, Mystik, Literatur und Medizin wurde ebenfalls zu großen Teilen von Syrern und später vor allem Persern zur Blüte gebracht, die zwar arabisch schrieben, aber nicht alle von ihnen können als Muslime bezeichnet werden. Aber eines ist zutreffend: alles das geschah in den arabischen Großreichen, die damals nur oberflächlich islamisiert waren, und der sich fortschreitend ausbreitende Islam hätte die Chance gehabt, auf diesen Fundamenten eine dynamische Kultur zu schaffen.

Dies ist nicht geschehen.

Schon früh hatten eine Reihe von Philosophen und Literaten Probleme mit der islamischen Mentalität, die zunächst regional, dann aber auch reichspolitisch immer mehr an Einfluss gewann. Negativ wirkte sich aus, dass unter dem Einfluss hellenistischen Denken, das immer dazu neigte, für wichtig gehaltenen geschichtlichen Phänomenen eine ewige Präexistenz zuzuschreiben, der Koran (vielleicht hat hier auch die hellenistische Christologie Pate gestanden)

zum unerschaffenen Wort Gottes erklärt wurde; Verteidiger seiner bloß geschöpflichen Qualität gerieten in die Minderheit und setzten sich dem Verdacht des Unglaubens aus. So wurde der Koran, weil in seiner vorfindlichen Gestalt dem Bereich Gottes zugehörig, sakrosankt, verbalinspiriert und nicht interpretierbar. Alle Erkenntnisse, Literatur und Quellen, die nicht koranisch waren, wurden einer Zeit der Dschahiliya, der Unwissenheit zugeordnet; mit ihnen musste man sich nicht beschäftigen. Ein weiterer wichtiger Faktor war das damit verbundene Aufkommen eines rigiden Richtersystems, das von den verschiedenen Rechtsschulen propagiert und eingerichtet wurde. Koran und Sunna wurden zu den Maßstäben für alle Wahrheitserkenntnis und für das Verhalten der Gläubigen erklärt, gesetzliche und rituelle Regelwerke, die Scharia, bestimmten mehr und mehr das Leben, freie und evtl. von diesen Bezugsgrößen abweichende Ideen wurden verdächtigt und verfolgt. Individualisierungsprozesse konnten sich nicht entfalten, die Gläubigen wurden zuehrend in die umma, die religiöse Gemeinschaft, nivelliert. Nach G.E. von Grunebaum hatten auch die muslimischen ethischen Forderungen nicht „die Entfaltung des Selbst und fortschreitende Heiligung auf dem Weg einer ... Selbstverwirklichung“ zum Ziel.⁴¹ Er zählt weitere Faktoren auf und spricht von „Entpersönlichung“ des Individuums, „bis es typengerecht ... wird.“⁴² Obwohl der Islam ursprünglich eine Stadtreligion war, konnte er keine der Antike oder dem europäischen Mittelalter vergleichbare Stadtkultur mit einem selbstbewussten Bürgertum entwickeln; die ehemals blühenden Ackerbaukulturen bildeten sich zurück zu einem Fellachentum.

So erwecken die großen Namen von Philosophen und Dichtern fälschlich – so findet es sich in vielen Beschreibungen dieser Epoche – den Eindruck kultureller islamischer Blüte in ihren Ländern. Aber Philosophen und Theologen wurden vielfach angefeindet – auch in Spanien –, wurden verklagt, gefoltert oder getötet, wie der persische mystische Philosoph Suhrawardi (im Jahre 1191); oft konnten sie sich besten-

⁴¹ G.E. von Grunebaum, *Der Islam im Mittelalter*, Stuttgart 1963, 284.

⁴² G.E. von Grunebaum, ebd. 298.

falls, wie z.B. der Arzt und Philosoph türkischer Herkunft Avicenna (Ibn Sina, gest. 1037), der andalusische Richter und Philosoph Averroes (Ibn Ruschd, gest. 1198) oder der jüdische Gelehrte Moses Maimonides (gest. 1204) durch Flucht vor Gefängnis und Todesstrafe retten. Auch die großen Mystiker gerieten in den Verdacht der Ketzerei; der große Mystiker Husain ibn Mansur al-Halladsch z.B. verbrachte acht Jahre im Gefängnis, wurde gefoltert und im Jahre 922 erhängt.

Die große und unruhige Zeit eines kulturellen Aufbruchs fand im 12. Jahrhundert ihr Ende. Eine Symbolfigur für die Gleichschaltung von Philosophie, Theologie und Mystik (Sufitum) mit Koran, Sunna und Scharia war der Philosoph, Theologe und Mystiker al-Gazzali (gest. 1111) aus dem Nordirak. Für ihn ist Maßstab aller verpflichtenden Orthodoxie eine buchstäbliche Orientierung am Koran; Philosophie, Wissenschaft und Mystik haben sich dieser Richtschnur unterzuordnen. Diese werden auf eine Weise in den Islam integriert, dass sie später, außer einem kurzen Nachspiel in Spanien und Persien, alle weiterführenden Impulse aufgeben mussten.

Subjektive und kritische rationale Bewegungen sind in der Folgezeit, die mindestens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reicht, nicht mehr aufgekommen. Das muslimische Leben erstarrte in der Orientierung am Wortlaut des Koran und der Sunna, rechtliche Regeln bestimmten alle Bereiche der Gesellschaft, ihrer Gruppen und Individuen. „Lange Zeit stand auf das Lesen nichtislamischer Bücher die Todesstrafe, im günstigsten Fall war der Besitz anderer Bücher verachtet. Der Koran sei Gottes direktes Wort und enthalte Antworten auf alle Fragen in Perfektion. Sämtliches weitere Wissen sei deshalb schädlich und gotteslästerlich. Ohne neuen Zufluss folgte ein Aussterben von Wissen, die islamische Welt stand von nun an geistig still.“⁴³ W.M. Watt nennt die Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts „eine Zeit der Finsternis oder eine Periode der Stagnation“.⁴⁴ Lediglich eine bunte Praxis der

Volksfrömmigkeit und die Angebote der Sufi-Orden boten vielen Muslimen Möglichkeiten, ein religiöses Leben zu führen, das mehr war als bloße Pflicht- und Regelerfüllung.

3.2 Der Islam und die Westliche Welt

Durch den europäischen Kolonialismus und Imperialismus gerieten vor allem im 19. und frühen 20. Jahrhundert so gut wie alle Territorien mit muslimischer Bevölkerung – außer der heutigen Türkei – unter die Herrschaft der europäischen Kolonialmächte. Erst durch ihre Schwächung im Gefolge des Zweiten Weltkriegs begann ein Prozess der Entkolonialisierung, der zur Schaffung von zahlreichen muslimischen Nationalstaaten nach europäischem Muster führte. Seit 1989 konnten auch einige islamische Länder, die bisher zur Sowjetunion gehörten, ihre politische Autonomie durchsetzen (z.B. Aserbeidschan, Kasachstan, Kirgisien); bei anderen ist sie noch umkämpft (z.B. Tschetschenien, Dagestan).

Die Begegnung mit der europäischen Zivilisation bedeutete einen tiefen Einschnitt für die muslimischen Gesellschaften, der auch nicht mit der Erlangung der politischen Unabhängigkeit abgeschlossen ist, sondern gerade in Zeiten der Globalisierung immer neu seine Wirkung entfaltet.

Die muslimischen Gesellschaften, die lange Jahrhunderte keine dynamische kulturelle Entwicklung kannten, wurden plötzlich und unvermittelt mit überlegenen Formen von Wirtschaft, Militär, Technik, Verwaltung, Wissenschaft und Erziehungswesen sowie mit europäischen – mittlerweile westlichen – Werten und Ideen, auch mit der Aufklärung, konfrontiert. Ein Teil der muslimischen Eliten, die ihre Kinder in Europa studieren ließen, waren von vielen Aspekten der europäischen Zivilisation angetan. Sie unternahmen zahlreiche Versuche, diese auch in ihren Ländern einzuführen und sie zu modernisieren. Man bemühte sich, medizinische Versorgung, Verwaltungsstrukturen, säkulare Rechtsprechung, Verkehrswege und ein effektives Bildungssystem einzurichten. Dies ist in einer Reihe von Bereichen auch gelungen, aber die Mehrheit der Bevölkerung in den meisten islamischen Staaten wurde von den Reformen nicht erreicht; die Gesellschaften ver-

⁴³ Norbert G. Pressburg, Good Bye Mohammed. Das neue Bild des Islam, Norderstett ²2011, 221.222.

⁴⁴ William Montgomery Watt, in: Ders. / Michael Marmura, Der Islam II, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1985, 462.

blieben in ihrer vormodernen, vorindustriellen, von islamischer Orthodoxie geprägten Mentalität. Dies führte dazu, dass dort, wo Reformen allzu effektiv durchgesetzt wurden, eine politische Re-Islamisierung die Folge war, so z.B. im Iran, zur Zeit offensichtlich, wenn auch allmählicher, in der Türkei oder Indonesien. Weil hier die Aufklärung wie ein feindlicher Angriff des ungläubigen Europas oder Westens auf die eigenen Werte erscheinen musste, wurde und wird sie abgelehnt und eine ghettohafte Abschottung betrieben.

In Konfrontation mit dem ungläubigen Westen wird eine Rückbesinnung auf die ererbte muslimische Identität gesucht. Weiterhin soll der Islam alles staatliche, öffentliche und private Leben bestimmen, Koran, Sunna und Scharia die Normen sein, die Ulema ihren alten Einfluss behalten und traditionelle Lebensformen beibehalten werden. Diese Abwehr alles Neuen und das Festhalten an den bisherigen „Fundamenten“ des islamischen Lebens lässt sich prinzipiell als ein „latenter Fundamentalismus“ charakterisieren, und es erstaunt nicht, dass auf dieser Basis radikale islamistische Gruppen einen expliziten Fundamentalismus propagieren und durchzusetzen versuchen.

Man kam zwar nicht umhin, westliche Formen von Medizin, Technik, Verwaltung usw. zu übernehmen, und insofern gibt es in all diesen Ländern eine Modernisierung. Handy, Computer und Internet werden auch in der einfacheren Bevölkerung eifrig genutzt. Aber selbst bei den Eliten, die westliche Universitätsstudien durchlaufen haben, finden sich nur wenige, die nicht nur das jeweilige Fachwissen beherrschen, sondern darüber hinaus auch aufgeklärtes, d.h. vor allem historisch-kritisches Denken angenommen hätten. So gibt es ausgezeichnete muslimische Fachwissenschaftler, Techniker, Ärzte. Weil aber auch in diesen Disziplinen weiterführende Forschung auf den Grundsätzen der Aufklärung basiert, sind selbständige Forschungsleistungen nicht zu erwarten.

Aufklärung aber schließt immer – neben einer Berücksichtigung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse – eine historisch-kritische Herangehensweise an die eigenen Grundlagen ein. Gerade das aber ist inner-

halb der Staaten, in denen der Islam auf die eben skizzierte Weise prägend ist, äußerst schwierig. Schon Untersuchungen, die uns selbstverständlich und zunächst nur wie keineswegs grundlegende Versuche erscheinen, werden sofort, gemäß Sure 2,2, als „Zweifel“ an den gottgeoffenbarten Vorgaben verstanden und als „Unglauben“ aufgefasst.

So hat z.B. der ägyptische Professor Nasr Hamid Abu Zaid, der an der Kairoer Universität al-Azhar lehrte, an Mohammed und dem Koran festhielt und sich als gläubiger Muslim verstand, lediglich versucht, den Koran in Bezug auf seine damaligen Kontexte hin zu verstehen und auszulegen. Er wurde zum Apostaten erklärt, seine muslimische Frau, ebenfalls Professorin (für Romanistik), zur Scheidung gezwungen, weil eine muslimische Frau nicht mit einem ungläubigen Mann verheiratet sein darf. Beide entzogen sich dieser Situation, die noch weitere Folgen hätte bewirken können, durch Flucht nach den Niederlanden; dort lehrte Abu Zaid bis zu seinem frühen Tod im Jahre 2010 ständig unter Polizeischutz.

Schlimmer erging es dem libanesischen Gelehrten Samir Kassir, der im Jahr 2005 in Beirut ermordet wurde. Sein „Vergehen“ war, dass er den Koran auf dem Hintergrund der spätantiken christlichen und jüdischen Traditionen, aus denen er ja tatsächlich hervorgegangen ist, erforschen wollte.

Beispiele dieser Art ließen sich vermehren. Sie zeigen jedenfalls deutlich, dass im Machtbereich islamischer Staaten und Gesellschaften historisch-kritische Forschungen lebensgefährlich sind. Hinzu kommt eine immer wieder laut werdende Polemik gegen jeden Anflug einer Rezeption der naturwissenschaftlichen Kosmogonie und, vor allem, der Evolutionstheorie, weil beide dem Koran widersprechen.

Aufklärung ist im Islam allenfalls eine Hoffnungsperspektive für eine noch nicht erkennbare Zukunft, und auch das Denken der Muslime in der Westlichen Welt ist weithin davon geprägt.

Rudolf Uertz

Religion und Politik, Glaube und Vernunft im Islam –

Eine politikwissenschaftliche Betrachtung

Nur bei wenigen Religionen scheinen die Anfänge und auch der weitere Verlauf so klar bekannt zu sein wie beim Islam. „Da gab es den Propheten Mohammed (570–632), der die Offenbarungen Allahs in Mekka und Medina verkündete und schließlich alle Stämme der arabischen Halbinsel zu einer Umma unter seiner religiösen und politischen Führung vereinigte. Das Leben des Propheten, seine Herkunft und Ehen, sein Wirken, die Hidschra von Mekka nach Medina im Jahr 622, seine Kämpfe werden in muslimischen, aber auch in islamwissenschaftlichen Publikationen detailliert nacherzählt.“¹

Aber sowohl die biographischen Angaben über Mohammed wie auch „Informationen“ über die frühen Erfolgsgeschichten finden sich erst in biographischen Werken des frühen 9. und 10. Jahrhunderts, also nach den in den traditionellen Quellen behaupteten Lebensdaten des Propheten. Das heißt: es gibt keine realen Quellen, die die Existenz des Mohammed und die frühen kriegerischen Erfolgsgeschichten des Islam nachweisen könnten.

Die Islamwissenschaftlerin Angelika Neuwirth charakterisiert 1988 in einem Beitrag für die von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit herausgegebene Edition „Weltmacht Islam“² das „enge Verhältnis zwischen göttlicher Botschaft und arabischer Sprache“ als „im Kern durchaus schon im Koran selbst angelegt“. Dies und weitere „Ermahnungen an den Propheten lassen klar erkennen, dass die Offenbarung als eine von Muhammad passiv ohne eigenes Zutun empfangene

Eingebung empfunden worden ist“. So sei der Koran, der dem Propheten in reinstem Hocharabisch zuteil geworden sei, als *sublimes sprachliches „Beglaubigungswunder“* zur „religiösen Geburtsurkunde des Islam in frühester Zeit“ geworden. Zugleich ist er „ein Dokument nationaler arabischer Identität und einigendes Band für die vielverzweigten Stämme der Halbinsel geworden, und wenig später das Corpus einer heiligen Sprache für eine Vielzahl ethnisch und sprachlich verschiedener Islamvölker“.

Mit den dem Arabertum zuteil gewordenen Offenbarungen des Propheten sieht A. Neuwirth den „Koran eindeutig gegen den großkirchlichen Glaubenssatz der Gottessohnschaft“ gerichtet; und überhaupt stelle der Trinitätsgedanke „einen schreienden Verstoß gegen das monotheistische Prinzip“ dar.

Die Forschungsergebnisse der Inârah-Gruppe

Aufgrund ihrer überpointierten Charakterisierungen des Korans als Produkt einer wunderhaften Religionsstiftung im Sinne des Eingreifens Gottes in die Geschichte des Arabertums sieht sich die Islamwissenschaftlerin offenbar nicht in der Lage, die nunmehr seit rund 20 Jahren vorliegenden, geradezu umstürzenden Forschungsergebnisse der Saarbrücker Inârah-Gruppe zur Entstehung des Koran in ihr Akademieprojekt „Corpus Coranicum“, eine historisch-kritische Untersuchung des Koran, aufzunehmen, das von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften getragen wird. Der Islamischen Zeitung antwortete A. Neuwirth auf die Frage nach ihrem wissenschaftlichen Ansatz: „Wir wollen mit unseren muslimischen Kollegen über den Koran ins Gespräch kommen. (...) Es wäre eine Vergeudung, wenn wir die unschätzbaren Kenntnisse und Erfahrungen islamischer Koranglehrter, die wir uns als Außenstehende kaum je vollständig aneignen können, einfach ignorieren würden. Wir können nicht annähernd so viel über die sprachlichen und theologischen Aspekte des Koran wissen wie diese Gelehrten.“³ Und in einem Spiegel-Interview bemerkte sie: „Wir nehmen die Muslime ernst.“ Deshalb respektiere ihr Team auch den göttlichen Gründungsmythos des Ko-

¹ K.-H. Ohlig: Wieso dunkle Anfänge des Islam, in: Ohlig/G.-R. Puin (Hg.): Die Dunklen Anfänge, Berlin 2007; vgl. Ohlig: Der frühe Islam, Berlin 2010, S. 7.

² A. Neuwirth: Der Koran, in: Weltmacht Koran, München 1988. S. 70, ferner S. 71, 76.

³ Islamische Zeitung vom 20.10.2008.

ran: „Wir wollen niemanden zwangssäkularisieren.“⁴

Eine solche Grundhaltung widerspricht den Bedingungen einer realitätsbezogenen historisch-kritischen Forschung, wie es unserem Wissenschaftsverständnis entspricht. Ich setze im Weiteren die Forschungsergebnisse der Saarbrücker Inârah-Gruppe voraus, über die auch *imprimatur* regelmäßig berichtet.⁵

Vorausschicken möchte ich, dass sich meine politikwissenschaftliche Betrachtung vornehmlich auf Untersuchungen der Politologen Bassam Tibi (Göttingen) und Henning Ottmann (München) stützt. Beide gehen von der politischen Geschichte des Korans als einer „Religionsstiftung“ (B. Tibi) gemäß der traditionellen Überlieferung aus. Doch wird sich zeigen, wie kritisch selbst Muslime in der Frühzeit und auch in späteren Epochen mit dem Koran umgingen. Es gilt zu untersuchen, welche Wirkungen die Begegnung der Muslime mit der hellenistischen Philosophie während der Blüte des Islam vom 9. bis 12. Jahrhundert hervorgerufen hat und welche Formen der Rationalisierung der muslimischen Gemeinschaft (Umma) und des islamischen Rechts dabei vorgenommen wurden. Schließlich werde ich auf den *politischen Islam* in Neuzeit und Gegenwart eingehen.

Der Konflikt zwischen Glaube und Vernunft

B. Tibi weist in seiner Einführung auf die zum Teil stark divergierenden Traditionen des Islam hin, die mit der Hellenisierung im 9. Jahrhundert Plato und Aristoteles rezipieren und politische Philosophie betreiben, und zeigt, wie die islamischen Philosophen mit der auf dem religiösen Dogma (*'Aqida*)“ basierenden „religio-politischen Jurisprudenz“ (*Fiqh*) in Konflikt gerieten. So konstatiert B. Tibi: „Seit der islamischen Religionsstiftung und seit der Gründung der mit ihr verbundenen *Pax islamica* (...) war politisches Denken im Islam ein innerer Bestandteil der religiösen Doktrin.

⁴ Jungfrauen oder Weintrauben, in: Der Spiegel vom 22.12.2007.

⁵ Ich beziehe mich auf die Forschungsergebnisse von Inârah (Ohlig, Groß, Puin, Luxemburg, Popp, Thomas, Kerr u.a.) sowie auf deren ansprechende Aufarbeitung von N. G. Pressburg (Pseudonym): Good Bye Mohammed. Wie der Islam wirklich entstand, Norderstedt, 3. Auflage 2012.

Noch während der Gründungsphase der rechtgeleiteten vier Kalifen (632–661) findet das islamische religio-politische Schisma in *Sunna* und *Schia* statt, aus dem zwei unterschiedliche Traditionen religio-politischen Denkens hervorgehen.“⁶ Seit der Spaltung von Sunniten und Schiiten prägt das *Kalifat* die Ordnungsvorstellungen der ersteren sowie das *Imamat* die schiitische Tradition der Politik.

Eine außerhalb der Religion zu pflegende Domäne der Politik lasse der Islam nicht zu. Daraus erkläre sich, dass politisches Denken in der islamischen Geschichte primär religio-politisch war und auch, weshalb die Tradition der politischen Philosophie sich letztlich nur begrenzt entwickeln konnte. Dies rührt nicht zuletzt daher, dass im Unterschied zum Christentum dem Islam die Trennung bzw. Differenzierung zwischen Religion und Politik unbekannt ist. Entsprechend kennen die Muslime nur die gemäß dem Koran geforderte Einheit der religiös-politischen Gemeinschaft im Sinne der *Umma*.

Im Arabischen gibt es nicht einmal ein Wort für den Staat. Folgerichtig sehen sich die Muslime in der Regel gezwungen, die für westliche Denker säkular anmutenden Phänomene wie Fragen nach dem Wesen der Herrschaft, der Vielfalt der Regierungsformen, den Fähigkeiten des Herrschers, der Legitimation von Macht und den Rechten der Gewaltunterworfenen nur „im Rahmen der unangreifbaren Mauern des islamischen Rechts, der Scharia“, zu erörtern.⁷ Das heißt: „Die Unterwerfung unter dieses Sakralrecht ist das zentrale Konstitutionselement der *Umma*. Die Existenz des Rechts geht dem Staat voraus, und das islamische Gemeinwesen kennt keine Grenzen.“ Der Islam unterteilt die Welt in das Haus des Islams (*d.i. das Haus des Friedens*) und das Haus des Krieges (*Dar al-Islam*). So haben die Muslime „die scharia-rechtliche Verpflichtung“, durch den islamischen heiligen Krieg, das Haus des Is-

⁶ Tibi: Politisches Denken im klassischen und mittelalterlichen Islam, in: Pipers Handbuch der Politischen Ideen, hg. von I. Fetscher/H. Münkler, Bd. 2, S. 87–140, S. 88.

⁷ H. Ottmann: Politische Philosophie des Islam, in: Ottmann: Geschichte des politischen Denkens, Bd. 2/2, S. 129–168; S. 134, verweist darauf, dass das arabische Wort für Regierung *Hakima* sich von „Weisheit“ (*hikma*) ableitet.

lams (des Friedens) „zu erobern und zu islamisieren. Das Endziel der politischen Entwicklung ist nach dem islamischen Dogma die Vereinigung der gesamten Menschheit“, so dass der „Begriff der Umma mit der Menschheit übereinstimmt“⁸

Das islamische Grundgesetz und die Verantwortung des Muslims

Das islamische Grundgesetz, gemäß der Sure 4,59 „Gehorcht Gott und dem Gesandten und denen unter Euch, die zu befehlen haben“, versteht der Moslem nicht als Unterwerfung der Person unter den Regenten. Vielmehr gehorcht er der *Scharia*, dem göttlichen Gesetz. So kann denn Herrscher „nur Gott sein, und die Nachfolger Mohammeds sind nur Vollstrecker des Willens Gottes und nur in dieser Eigenschaft gebührt ihnen der Gehorsam der Gläubigen“. Konsequenterweise gibt es keine Eigenverantwortung im Islam und auch kein Widerstandsrecht, und so kann es der Lehre des Islam gemäß auch keine „ungerechten“ Befehle des Kalifen, des Nachfolgers des Propheten geben. Bereits „in der Formierungsphase des islamischen Rechtssystems“ wurde die Ambiguität im politischen Konzept des Islams, das heißt der Widerspruch zwischen Befehl des Herrschers einerseits und Gehorsamspflicht des Gewaltunterworfenen andererseits, „mit dem Argument behoben, dass nur Gott den ungerechten Kalifen bestrafen könne, weshalb die Gläubigen der *Umma* auch einem von der *Scharia* abweichenden Kalifen gehorchen müssten“. Den religiös-politischen Leitideen des Koran gemäß gehorcht der Einzelne nicht den jeweiligen religiös-politischen Vorgesetzten, da der Kalif und entsprechend auch die Heerführer, Emire und Sultane allesamt nur Vollstrecker und Deuter des Willens Gottes sind. Der Koran-Text untermauert „die Aussage, dass nach dem islamischen Verständnis der Mensch in dem von Gott dominierten Universum keinen eigenen Handlungsspielraum hat. Gott sei der Schöpfer (*Khalīq*) und der Mensch nur ein Geschöpf (*Makhlūq*), das sich den göttlichen, im Koran offenbarten Bestimmungen unterzuordnen habe. Eine Trennung von geistlicher und politischer Gewalt ist wie gezeigt dem Islam unbekannt.

⁸ Tibi: Politisches Denken, S. 92.

Die Allzuständigkeit des Korans

Doch erweist sich die Allzuständigkeit des Korans schon bald als Illusion. Zwar wurde dieser so aufgefasst, dass in ihm die Regelung aller Lebensbereiche einschließlich der Politik enthalten ist. Doch enthält der Koran „nur allgemeine politische Prinzipien“. Die wichtigsten sind „der Theozentrismus und die Verpflichtung für alle Muslime (...), der in der göttlichen Offenbarung enthaltenen Scharia, so wie sie im Koran-Text enthalten ist, sich zu unterwerfen“. Der Koran enthält jedoch keine Regeln und Leitbilder für die Politik und ebenso wenig Regeln für den Umgang mit eroberten Kulturen, die eine völlig neue Situation für die Muslime darstellten.⁹ Die Theorie der Politik im Islam ist seit al-Schafi'i, dem Begründer der Rechtschule der *Schafi'iten*, identisch mit der *Fiqh-Theorie, der Sakraljurisprudenz*.¹⁰

Parallel zu der Erstarrung der Scharia,¹¹ wonach sich der Mensch dem göttlichen Willen zu unterwerfen habe, waren im 8./9. Jahrhundert gegenläufige Bestrebungen im Gange, der *Fiqh*, der islamischen Religio-Jurisprudenz, den absoluten Vorrang streitig zu machen. Es galt, unter dem Einfluss der griechischen Philosophie „die Domäne des menschlichen Wissens von der Religion abzukoppeln“. Die *Kalam*-Theologen, die die hellenistisch-rationalistischen Denkmethoden in den Islam eingeführt hatten, um den Glauben zu rationalisieren, wollten den Muslimen den Argumentations- und Handlungsspielraum für ihren jeweiligen Lebensbereich erweitern. Das philosophische Denken sollte damit also „im Binnenbereich der Theologie“ des Islam bleiben.

⁹ Vgl. F. Büttner: Islamische Reform, in: Ders. (Hg.) Reform und Revolution in der islamischen Welt, München 1971, S. 55 f.

¹⁰ Tibi: Politisches Denken, S. 94, zitiert Ann Lambton: State and Government in Mediaval Islam, S. 12: „Der Koran enthält keine kategorische oder systematische politische Struktur (...) Die neuere Forschung hat gezeigt, dass das islamische Recht in seiner Formierungsphase bis hin zur Mitte des zweiten islamischen Jahrhunderts (9. Jh.) überhaupt nicht in der Theorie als unveränderbar begriffen wurde, geschweige denn in der Praxis. Die persistente Ablehnung, jede Einsicht, dass es einen Wandel geben kann zuzulassen, geht erst zurück auf die Zeit von Schafi.“

¹¹ Tibi: Der Islam und das Problem der kulturellen Bewältigung sozialen Wandels, Frankfurt/M. 1985, § 5.

Die Philosophie und die praktisch-theoretischen Wissenschaften

Die islamische Philosophie „hat dagegen die menschliche Vernunft völlig in den Mittelpunkt gestellt und versucht die Domäne der religiösen Wissenschaft (Koran und Hadith)“¹² zugunsten der erkenntnistheoretischen Disziplinen zu verlassen.¹³ Der Philosophiehistoriker Muhsin Mahdi formuliert in „Islamic Theology and Philosophy“ die Differenz zwischen beiden Wissensgebieten: „Die Philosophie entfaltet sich im Islam in den nicht-religiösen praktischen und theoretischen Wissenschaften; für sie gelten keine theoretischen Schranken außer denen der menschlichen Vernunft, und sie ging von der Annahme aus, dass die von dieser Vernunft selbständig erkannte Wahrheit nicht im Widerspruch zu jener des Islams stehe, wenn beide, Philosophie und Islam, richtig begriffen werden.“¹⁴

Im Grunde stritten drei Parteien um das rechte Verständnis des Mit- und Gegeneinanders von Glaube und Vernunft im islamischen Denken. Die islamische *Fiqh* (die religiöse Jurisprudenz) war gegen beide, die Kalam-Theologen und die Philosophen gerichtet: „Das religiöse Dogma sollte jeglichen hellenistischen Einfluss verdrängen. Die theologische Schule der *Mutaziliten* jedoch, vertrat die Lehre vom Geschaffensein des Korans.“ Unter dem Kalifen al-Mamun konnten die *Mutaziliten* zur „intellektuellen Hof-Schule werden“. Ihr Hauptargument war gegen eines der wichtigsten Glaubensgesetze des Islam gerichtet: Gegen das Dogma von der ausnahmslos autoritär verstandenen „absoluten Allmacht Gottes“ vertraten sie die Lehre, dass „Gott auch ‚Gerechtigkeit‘ bedeute und deshalb nicht für das Böse verantwortlich“ sein könne. Damit wird der Mensch als verantwortlich Handelnder angesprochen. Das bestreitet dagegen die These vom „ungeschaffenen“

Koran andererseits, denn ein solch gravierender Widerspruch zur Vorstellung von Gottes Allmacht und Güte musste zwangsläufig am Offenbarungscharakter des Korans Zweifel anmelden. Nach Ansicht der *Mutaziliten* ist der Mensch „nicht bloß Spielball göttlicher Allmacht“, folgerichtig müsse er moralische Verantwortung für sein Handeln übernehmen. Für die islamischen *Faqih*s dagegen ist der Mensch an den Koran-Text gebunden, den er rezitiert, nicht reflektiert.¹⁵

Grundprobleme der politischen Philosophie des Islam

Henning Ottmann, schreibt in seinem Kapitel *Grundprobleme der Politischen Philosophie des Islam*: „Die Lage der Philosophen war prekär. Der Koran galt als letzte Prophezeiung, als ‚Ende der Religion‘, als Gottes letztes Wort. Eine historisch-kritische Betrachtung der Schrift hatte sich nicht etablieren können“; die *Mutaziliten* wurden gegen Ende des 10. Jahrhunderts bedeutungslos. Hinzu kam, dass der Koran nicht nur als ein religiöser und liturgischer Text galt. Er wurde „auch so aufgefasst, als ob in ihm die Regelung aller Lebensbereiche – und so auch jener der Politik – schon enthalten sei.“¹⁶

Aufgrund der Einheit von Religion und Politik, geistlichem und weltlichem Bereich ist Mohammed – „anders als Jesus – sowohl Religionsstifter als auch ein Herrscher. (...) Die Allzuständigkeit des Koran erwies sich allerdings bald als eine Illusion.“ Die religiöse Rechtswissenschaft (*fiqh*), der die Ausgestaltung des politischen Lebens oblag, konnte sich regulär nur auf den Koran, die Überlieferung (*sunna*) und auf Sammlungen der Aussprüche des Propheten (*hadit*) stützen. Mittel der Rechtsentwicklung waren der Analogieschluss und der Konsens der Gelehrten (*igma*) in theologisch-rechtlichen Fragen. Ottmann konstatiert: „Das Kalifat unterlag einer zunehmenden Erosion“, wobei zwei Entwicklungen ausschlaggebend waren: Zum einen das frühe Schisma von Sunniten und Schiiten, zum anderen die „Verlagerung der Macht zu den Heerführern und Königen. Schon der erste Omayyade Muawiyah (661–680) soll von sich gesagt haben:

¹² Im Islam gelten die überlieferten Worte und die Taten des Propheten (hadith), neben dem Koran als die zweite Rechtsquelle. Der Hadith hat (eigentlich) „keinen Wert für sich, insofern die Überlieferung nur eine Korandeutung ist (Tibi, S. 92).

¹³ Tibi: Politisches Denken, S. 94 f.

¹⁴ Muhsin Mahdi, in: Encyclopedia Britannica 1974, S. 1012, zit. nach Tibi: Politisches Denken, S. 95.- Zur Gefährdung der gottgewollten Ordnung durch die Philosophie, vgl. T. Nagel: Staat und Glaubensgemeinschaft, Bd. II., S. 7ff., 49ff.; Ohlig: Islam und Islamismus, in: Imprimatur 48 (2015), S. 48–53.

¹⁵ Tibi: Politisches Denken, S. 96.

¹⁶ Ottmann: Politische Philosophie, S. 129 f.

„Ich bin der erste König im Islam“ (...). Damit vollzogen sich Entwicklungen, die von der offiziellen Doktrin nicht vorgesehen waren.“¹⁷

Der Zerfall der religiösen Einheit

Der Zerfall der religiösen Einheit resultiert insbesondere aus der Konkurrenz zwischen der theologisch geforderten Kalifen-Herrschaft und der gesteigerten Macht der Emire und Sultane. „Schon die Herrschaft der Omayyaden in Damaskus (661–750) oder die der Abbasiden in Bagdad (750–1258) warf die Frage auf, wie die realen Machtverhältnisse mit der offiziellen Herrschaftslegitimation zur Deckung gebracht werden konnten.“ Das hatte zur Folge, dass der Kalifentitel nur noch ein Ehrentitel war und der Kalif praktisch nur noch symbolische Bedeutung hatte.

Und so bemerkt O. Henning: So wie sich das islamische Politikverständnis vom christlichen unterscheidet, so ist es auch mit der griechischen Auffassung von Politik nicht zu verwechseln. Die Griechen haben die Politik entdeckt, als sie diese auf das Miteinander-Handeln und Miteinander-Reden gegründet haben. Diese Vorstellung von Politik hat – trotz *baya* und *sura* (Treu- und Beratung) – im Islam keine rechte Entsprechung. „Das arabische Wort für Polis (*madina*) meint niemals eine Stadt der Bürger, die ihre Politik selbst machen. Für den *politês*, den Bürger der Polis, gibt es überhaupt keine passende Übersetzung. Der *madani* ist nicht zufällig der ‚Staatsmann‘, während der *Muwatin* eher ein Landsmann als ein ‚citoyen‘ ist.“¹⁸

So sieht Ottmann in der Theorie des Kalifats die Herrschaft eines theokratisch-absolutistischen Systems, wobei allerdings das religiöse Gesetz „aller Herrschaft voraus“ geht. Aber „Mohammeds Leben selbst bot das Beispiel eines Kampfes um Herrschaft, und die Stadien seines Lebensweges – von der Opposition über den Kampf und die Emigration zur siegreichen Rückkehr – konnten als ein Vorbild für revolutionäres Handeln dienen.“¹⁹ Geraten Religion und

Politik in Konflikt, so gilt im Islam wie im Christentum „der Vorrang der Religion“. Entsprechend gibt es gemäß dem Ausspruch des Propheten „keine (Pflicht) zum Gehorsam im Ungehorsam (gegen Gott)“. Und in Sure 26, 151–152, heißt es „Gehorcht nicht dem Befehl der Übertreter, die auf Erden Verderben stiften und nicht Heil.“ Dies richtet sich gegen Herrscher, die nicht nach dem Koran handeln.

Probleme der Rezeption des Islam und seiner Kultur

Henning Ottmann konstatiert, dass „eine Vielzahl von Barrieren“ zwischen den arabischen Philosophen des Mittelalters und einer unbefangenen Lektüre von Rezipienten der Gegenwart steht, die aus der konfliktreichen Geschichte der Religionen und Kulturen stammen. Verklärungen und Herabsetzungen würden bis heute ein nüchternes Urteil erschweren. Es sei dem allgemeinen Bewusstsein weitgehend entschwunden, dass die Kultur des Islam der des Westens zeitweilig überlegen war. Der Wissensvorsprung der arabischen Kultur zeigte sich insbesondere in der Medizin, der Mathematik, der Physik, der Chemie und der Astronomie.²⁰

Im Mittelalter war die Konfrontation des Westens mit dem Islam „denkbar zwiespältig. Sie reichte von Kreuzzügen und Religionskriegen bis zu einer unverhohlenen Bewunderung für die hochentwickelte Philosophie und Wissenschaft der Araber.“ Der Zwiespalt von Ablehnung und Bewunderung in den die Rezeption des Islam geriet, blieb auch in der Neuzeit erhalten. Der Bedrohung durch die Türken ließen die europäischen Aufklärer die Forderung nach „Toleranz gegenüber dem Islam“ folgen. So konnte der Islam als eine Form der Vernunftreligion anerkannt werden (Lessing: *Nathan der Weise*, 1779), ebenso konnte Mohammed „als Musterbeispiel eines religiösen Fanatikers denunziert werden“ (Voltaire: *Mohammed*, 1742).

Die Philosophen *al-Farabi*, *Mawardi* und *Ibn Khaldun*

Seit dem 19. Jahrhundert sind alle Diskussionen um den Islam „durch die Geschichte

¹⁷ Zit. nach A. v. Kremer: Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, Leipzig 1868 (ND 1984), S. 393.

¹⁸ Ottmann: Politische Philosophie, S. 132.

¹⁹ Ottmann: Politische Philosophie, S. 133, bemerkt, dass noch Chomeinis Exil und seine Rückkehr in den Iran diesem Muster folgen konnten.

²⁰ Vgl. Albert Hourani: Der Islam im europäischen Denken. Aus dem Englischen, Frankfurt a.M. 1995
imprimatur, Heft 2, 2020

des Kolonialismus geprägt. Immer wieder wird der Vorwurf des ‚Orientalismus‘ erhoben.²¹ Ich werde im Schlusskapitel zur Frage des Spannungsverhältnisses von Islam und Politik in der Gegenwart Stellung beziehen. Doch vorab sollen mit Al-Farabi, Wawardi und Ibn Khaldun noch drei bedeutende islamische Philosophen kurz vorgestellt werden.

Al-Farabi (um 870–950), der Vater der politischen Philosophie des Islam, hat im Gegensatz zu seinen Vorgängern al-Kindi und al-Razi, der Vernunft den Vorrang vor der Religion eingeräumt. In der Philosophie erkennt al-Farabi eine „demonstrative“, schlüssig beweisende Wissenschaft“, während die Theologie sich nur ‚dialektisch‘, im Hin- und Herwenden der Argumente, bewege.²²

Anders als die islamischen Philosophen, die „alleine die Vernunft“ (al-‘Aql) gelten lassen, bildet für den religiösen Rechtswissenschaftler, den *Fiqh*-Denker *Mawardi (974–1058)*, „die *Scharia*, die lex divina, den verbindlichen Bezugsrahmen“ seines Denkens. So charakterisiert B. Tibi „die sunnitische politische Theorie in Wirklichkeit nur (als) eine Rationalisierung der Geschichte der Gemeinschaft (*Umma*) und Legitimierung des Kalifats“.²³

Der letzte mittelalterliche islamische politische und sozialphilosophische Denker ist *Ibn Khaldun (1332–1406)*. Er ist ein bedeutender Vorläufer der Ideengeschichte und Soziologie. Er schreibt zu einem Zeitpunkt, als die Philosophie im islamisch-arabischen Bereich bereits im Niedergang begriffen ist und Werke von Philosophen wie Averroes, der mit seiner Lehre Albertus Magnus, Thomas von Aquin und andere inspiriert hat, von orthodoxen Muslimen verbrannt wurden. In seinen *Muqadimma: Betrachtungen über die Weltgeschichte*,

entwickelt er eine erste Theorie vom Wandel der Zivilisationen sowie von der Entstehung und dem Verfall des Gemeinwesens.²⁴ So markieren Ibn Khalduns Betrachtungen über die Weltgeschichte zugleich auch den Verfall des islamischen Gemeinwesens und seiner Kultur. Bemerkenswert ist, dass Ibn Khaldun oft noch im Anschluss an seine Ausführungen zu funktionalistischen Analysen der Religion und Kultur noch einen Vers aus dem Koran zitiert – wohl um seine Gedanken gegenüber der Orthodoxie versöhnlicher erscheinen zu lassen.

Der Politische Islam

Zum Thema politischer Islam²⁵ beziehe ich mich auf die Studie des Islamwissenschaftlers und Theologen Andreas Meier am Deutschen Orient-Institut in Hamburg (DOI). In sein Buch *Der politische Auftrag des Islam (1994)*²⁶ sind auch Gedanken von Gudrun Krämer eingeflossen, die während ihrer Zeit als Habilitandin am DOI ein Seminar zum politischen Islam durchgeführt hat.²⁷ In seiner Studie dokumentiert und kommentiert Meier 48 Beiträge, u.a. Vorträge, Programme, politische Reden, allgemeine Erklärungen und politische Konzepte bekannter islamischer Wissenschaftler, Politiker, Staatsmänner und Journalisten, die thematisch in acht Kapiteln aufbereitet präsentiert werden.

Unter der Überschrift „Freiheit und Verantwortung – Theologische Ansätze für ein neues Verständnis des politischen Auftrags des Islam“ stellt der Autor Beiträge vor, die gegensätzlicher kaum sein könnten: die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte im Islam des Islamrats für Europa“ (1981)²⁸ sowie das „Konzept“ von Nasr Hamid Abu Zaid: „Gotteswort als Men-

²¹ Ottmann: Politische Philosophie, S. 134, verweist auf E. W. Said: Orientalism, London 1978; dt.: Frankfurt a. M. 11981, 22009; kritisch zu Said, Ibn Warraq: Defending the West – Zur Verteidigung des Abendlandes, Einführung und Übersetzung von M. Groß, in: Groß/Ohlig (Hg.) Schlaglichter, Berlin 2008, S. 594–617.

²² T. J. de Boer: Farabi, in: Ders.: Philosophie im Islam, Stuttgart 1901, S. 100 f., zit. n. Tibi: Politisches Denken, S. 98 f.

²³ H. Gibb: al-Mawardi's Theory of the Caliphate, in: Ders.: Studies on the Civilization of Islam, London 1962, S. 162, zit. nach Tibi: Politisches Denken, S. 105 f.

²⁴ Vgl. P. v. Sievers: Khalifat, Königtum und Verfall. Die politische Theorie Ibn Khalduns, München 1968; Ibn Khaldun: Die Muqadimma: Betrachtungen zur Weltgeschichte, München 2011.

²⁵ Vgl. J. Schwarz (Hg.): Der politische Islam. Intentionen und Wirkungen, Paderborn 1993.

²⁶ A. Meier: Der politische Auftrag des Islam. Programme und Kritik zwischen Fundamentalismus und Reformen. Originalstimmen aus der islamischen Welt, Wuppertal, 1994.

²⁷ Vgl. G. Krämer: Gottes Staat als Republik. Reflexionen zeitgenössischer Muslime zu Islam, Menschenrechten und Demokratie, zugl. Habil.-Schrift Universität Hamburg 1993, Baden-Baden 11999.

²⁸ A. Meier: Der politische Auftrag, S. 516 ff., S. 540 ff.

schenwort – ein neuer Zugang zum Verständnis des Korans“ (1990) gegenüber. Zur *Islamischen Menschenrechtserklärung* bemerkt Meier, dass es tatsächlich eine zweifache „im Islam traditionell aber wenig thematisierte, Bedeutung des Begriffes der *Scharia*“ gebe: Zum einen werde sie verstanden als „göttliches Gesetz im Sinne der transzendenten, ewigen Willensverfügung Gottes als solcher“, zum anderen als „konkrete, zeitliche Formulierung in menschlicher Sprache in Gestalt der historischen Offenbarung“. Meier sieht bezüglich der islamischen Menschenrechtserklärung in der Scharia eine Ambivalenz angelegt: Zum einen sieht er im göttlichen Gesetz als transzendenten, ewiger Willensverfügung Gottes die „moderne Menschenrechtsidee der westlichen Tradition als Prinzip“ angelegt; „andererseits verweist er darauf, dass in der „Gestalt der historischen Offenbarung“ Mohammeds der „Geltungsort dieser Menschenrechte in erster Linie die ‚Gemeinschaft der Muslime (Umma)‘ sei. So gesehen würden sich diese Menschenrechte „auf den Aufbau einer wahren islamischen Gesellschaft“ beziehen.²⁹ Vom Islam her führt also kein Weg zum westlichen individualistisch-personalistischen Verständnis von Menschenrechten.³⁰

Ein radikal anderes Verständnis von Koran zeigt sich am Beispiel von Nasri Hamid Abu

²⁹ A. Meier: Der politische Auftrag, S. 518 f., verweist auf Michel Aflaq (ebd. S. 129 f.), als orthodoxer Christ Mitbegründer und theoretischer Kopf der 1947 in Damaskus gegründeten (pan)arabischen Baath-Partei. In einer Rede 1943 in Damaskus „Zum Gedächtnis des Propheten“, heißt es: Im Unterschied zum Nationalismus der Araber beruhe der „reine Nationalismus des Westens“ auf der „Trennung von Nationalismus und Religion“, die „Europa von außen her betreten“ habe und die seiner Geschichte fremd sei. Ihre Religion sei lediglich der „Extrakt von Jenseitsglauben und moralischer Prinzipienlehre. Weder sei „sie in den nationalen Sprachen der Europäer offenbart worden (...), noch ist sie mit ihrer Geschichte verschmolzen“. Demgegenüber sei der Islam der Araber „kein bloßer Glaube an das Jenseits oder reine Tugendlehre“, sondern „der stärkste Ausdruck der Einheit ihrer Identität (Persönlichkeit)“, in der das Wort und das Empfinden die Anschauung mit dem Handeln in Einklang bringe. Vgl. zu Aflaq P. von Sievers: Die Imperialdoktrin des Osmanischen Reiches 1596–1878, und Arabismus – Arabischer Nationalismus und Sozialismus; in: F. Büttner: Reform, S. 14 ff., S. 119 ff.

³⁰ A. Meier: Der politische Auftrag, S. 519; vgl. B. Tibi: Im Schatten Allahs. Der Islam und die Menschenrechte, München 1994.

Zaid, Koran- und Literaturwissenschaftler an der Kairoer Universität: *Gotteswort als Menschenwort - ein neuer Zugang zum Verständnis des Koran*. Mit seinem aufklärerischen, subjekthaften Verständnis der Offenbarung des Korans in seinem Buch *Konzept des Textes* (1990) ist Abu Zaid ins Kreuzfeuer der politischen Auseinandersetzung zwischen Islamisten und Säkularisten in Ägypten geraten. Denn für den Sprachwissenschaftler ist der Koran nicht mehr als ein *Text* und damit für einen der Sprache Mächtigen interpretationswürdig und -bedürftig. Abu Zaid, bekennender Muslim, wurde gemäß der Scharia als Apostat verurteilt, seine Ehe zwangsgeschieden, wobei sich der ägyptische Staat gegen die islamischen Richter stellte. Abu Zaid zog es vor, in die Niederlande zu übersiedeln, wo er an der Universität Leiden als Gastprofessor Islamwissenschaft unterrichtete; zwischen 2002 und 2004 war er Fellow am Wissenschaftskolleg in Berlin.³¹

Exemplarisch: Die Tunesisch-islamische Nahda-Partei

Mein letztes Beispiel zum politischen Islam betrifft die tunesische Nahda-Partei. Meine eigenen Erfahrungen mit dieser islamischen Partei beziehen sich auf einen Workshop mit dem Vorstand und Abgeordneten der Partei im Dezember 2014 in Tunis. Die Einladung, zusammen mit einer jungen Kollegin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt,³² wurde vermittelt durch den Leiter des Regionalbüros der Hanns-Seidel-Stiftung in Tunis, Dr. Said AlDailami. Die Tagung sollte der Vorbereitung des geplanten X. Reformparteitags der Partei im Frühjahr 2016 dienen.

Der Hintergrund der Tagung ist folgender: Nach dem Sturz des Diktators Ben Ali 2011 bildeten sich demokratische Parteien, darunter die islamische Nahda. Unter ihrem Vorsitzenden Rachid al-Ghanouchi wurde sie bei den Parlamentswahlen 2011 mit 37% stärkste Partei. In der Verfassunggebenden Versammlung blockierte die Nahda-Fraktion jedoch den Fortgang der Verfas-

³¹ Vgl. A. Meier: Der politische Auftrag, S. 540 ff.; Navid Kermani: Der Feind der Eiferer, in: Die Zeit 15.07.2010.

³² Dr. Petra Hemmelmann referierte im 2. Vortrag zum Thema „Struktur und Organisation von Parteien: Erfahrungen am Beispiel der (christlich-konservativen) politischen Parteien Deutschlands“

sungsberatungen, so dass sie bei den Parlamentswahlen 2014 nur noch rund 27 % der Stimmen erhielt. In der *Constituante*, der Verfassungsgebenden Nationalversammlung, wollte die Nahda bekannte islamistische Grundsätze wie die Erlaubnis der Polygamie, die Ablehnung der Gleichberechtigung von Frau und Mann und die Verankerung der Scharia in die Verfassung aufnehmen; außerdem wollte man das Recht auf Gewissensfreiheit im Sinne islamischer Vorstellungen modifizieren.

Auf Druck zivilgesellschaftlicher Kreise hat ein *Quartett* aus Vertretern von Gewerkschaften, Industrie- und Handelsverband, Rechtsanwälten sowie der Tunesischen Liga für die Menschenrechte, gewissermaßen als außerparlamentarische Opposition eine liberale Verfassung zu Wege gebracht, die am 26. Januar 2014 von der Konstituante angenommen wurde.³³ Folglich nahm ein „Technokratenkabinett“ die Regierungsgeschäfte auf, in der die Nahda mit nur einem Minister vertreten war. Im Workshop wollte die Nahda-Fraktion von den deutschen Referenten erfahren, wie die Unionsparteien als religiös bzw. als christlich konnotierte Parteien in einer säkularen Gesellschaft und Politik erfolgreich sein können. In meinem Einführungsvortrag zum Workshop fiel es mir zu, „Fragen zur Vergleichbarkeit christlicher (demokratischer) Parteien und der Nahda-Bewegung als islamisch geprägter Partei Tunesiens“ zu erörtern. Ich fasse die Ergebnisse kurz zusammen:

- Angesichts der unterschiedlichen religiös-kulturellen Grundanschauungen im europäisch-westlichen Denken einerseits und im islamisch-arabischen Verständnis andererseits, war es für beide Seiten nur schwer möglich, die Unterschiede in den Spannungsfeldern Religion und Politik sowie säkularem Gemeinwesen und (christlich)-demokratischen Parteien angemessen zu vergleichen.
- Entsprechend konträr verliefen z. T. die Diskussionen im Eröffnungsvortrag, wobei der frühere Premierminister Ali Layrayeth die westlich-liberalen Verfassungsgrundsätze als ungeeignet für Tu-

nesien erachtete, und damit als erster Redner den Grundton für die weiteren Diskussionen vorgab.

- Meine Hinweise, dass die Verfassung Tunesiens vom Januar 2014 doch deutlich zwischen Religion und Politik unterscheide, so dass die Verfassung Vorbild für die Programmrenewierung der Nahda sei, wurden in der Plenumsdiskussion nicht aufgegriffen. Lediglich eine Abgeordnete stimmte im persönlichen Pausengespräch meiner Position zu.
- Tatsächlich hatte das zivilgesellschaftliche *Quartett* dem Islamismus und der Nahda in der Verfassung eine „goldene Brücke“ gebaut, indem sie die islamisch-arabische Verwurzelung Tunesiens bekräftigt, zugleich aber auch betont, dass der „zivile Staat“ auf den Grundlagen der Bürgerschaft, dem „Willen des Volkes“ und der „Rechtsstaatlichkeit“ aufbaue. Und Artikel 6 konstatiert „die Glaubens- und Gewissensfreiheit“ sowie „die freie Religionsausübung“.
- Gemäß Artikel 6 fungiert der Staat als „Hüter der Religion“; zugleich ist er aber auch der „Garant der Neutralität der Moscheen und der Kultorte gegenüber jeder parteipolitischen Instrumentalisierung“.³⁴ Damit ist verfassungsgemäß die Trennung von Religion und Politik grundgelegt.

Tatsächlich hat sich die Nadah auf ihrem Reformparteitag im Mai 2016, angeführt von Rachid-al-Ghanouchi, mit dem bis dahin verfeindeten Konkurrenten, der säkular-bürgerlichen Partei Nidaa Tounes unter Beji Caid Essebsi, versöhnt. Beide Parteien wollten künftig im Sinne der Verfassung zusammen wirken und dem Gemeinwohl sowie den Interessen der Republik Tunesien dienen.

Bei den Parlamentswahlen 2019 wurde die Nahda mit 19,55 % zwar stärkste Partei, verlor jedoch 8,2 % der Wählerstimmen, die größten Teils an die rechtsextrem-islamistische Al-Kamara gingen, die die Scharia einführen möchte.

³³ Für ihren Beitrag am Aufbau einer pluralistischen Demokratie verlieh das Norwegische Nobelpreis-Komitee in Oslo im Oktober 2014 dem Tunesischen Quartett den Friedensnobelpreis.

³⁴ Vgl. Verfassung der Republik Tunesien vom 26. Januar 2014.

Irmgard Rech

Was könnten die Kirche insgesamt und die Gemeinden vor Ort aus der Corona-Krise lernen

Viele Menschen haben schon jetzt während der Zeit der strengen Lebensbeschränkungen durch die Covid-19-Pandemie die Erkenntnis gewonnen, dass die Corona-Krise unser Denken und Fühlen tiefgreifend verändert. Wir lernen wieder die Tugenden der Selbstbeschränkung und der Rücksichtnahme auf Schwächere. Herausgefordert ist unsere Solidarität zu unserem Land, zu Europa und zur gesamten Menschheitsfamilie. Plötzlich erleben wir uns alle als gefährdete Menschen, die unsicher und angstvoll nach Schutz und Ausweg aus einer schlimmen Krankheit suchen. Bei der Unterordnung unter staatliche Verbote ist Demut gefragt. Zum ersten Mal gehorchen alle Amtsträger einer sich auf göttliche Einsetzung berufenden Institution mit einem für unfehlbar erklärten Papst staatlichen Verordnungen, die ihre Gottesdienste verbieten.

Priester und Gemeinde gehören zusammen

Priester und Bischöfe jedoch hielten in den Kirchen in gewohntem Ornat weiter ihre Gottesdienste vor leeren Bänken, sog. Geistermessen. Selbst der Papst, der sonst von tausenden Gläubigen während der Osterfeierlichkeiten umgeben war, erschien inmitten der Pracht des Petersdomes in seiner Hinfälligkeit alleingelassen und verloren. Waren die vielen Internetübertragungen dieser Gottesdienste aus leeren Kirchen nicht ein Sehnsuchtsruf der Zelebranten nach ihren Gemeinden. Gerade für sie könnte dies Erfahrung zu einer guten Schule der Demut werden, sich in ihrer Priesterrolle durch die Weihe nicht mehr als Herausgehobene zu verstehen, die über der Gemeinde stehen, sondern als ganz zu ihr gehörig und in allem ihr dienend. Als Alleinstellvertreter an einem Altar wirken sie widersinnig und absurd. Gerade wenn es

eine Eucharistiefeier ist, und es fehlt die Gemeinde, die von Jesus zum Gedächtnismahl geladen ist, verliert die allein vom Priester vollzogene Handlung ihren Sinn. Denn der Liturge feiert ja nicht „seine Heilige Messe“, er feiert die Messe mit der Gemeinde zusammen.

Es besteht allerdings auch die Gefahr, dass Priester sich vor der Kamera erneut wie Stars vorkommen. Als am ersten Sonntag im Mai wieder Eucharistiefeiern in Kirchen erlaubt waren mit nur wenigen Gläubigen in großen Schutzabständen, bekannte ein Pfarrer einem Journalisten, er habe sich gefühlt, wie „in seiner allerersten Messe“, gemeint ist wahrscheinlich seine Primizmesse. Gläubige wurden nicht gefragt. Waren sie nur die Statisten für „seine Messe“?

Gebraucht werden gemeinschaftsstiftende Gottesdienste

Da wir wohl längere Zeit mit dem Corona Virus werden leben müssen, wird für die nächsten Monate nur diese Art der Sonntagsmesse in Kirchen möglich sein: Eine beschränkte Anzahl von Gläubigen in Abständen zueinander und zum Priester alle mit Masken, unter Einhaltung strenger Hygienemaßnahmen und ohne Gesang. Wie soll da Gemeinschaft entstehen? Doch waren unsere Sonntagsmessen vor Corona wirkliche Gemeinschaftsfeiern? Sind nicht deswegen immer weniger Leute sonntags zur Messe gekommen, weil sie sich dort fremd vorkamen, nicht ernst genommen als moderne Menschen, die aus dem christlichen Glauben Impulse für ihr heutiges Leben erwarten?

Die Gemeinden und ihre pastoralen Teams müssen jetzt besonders auf der Hut sein, dass Kirche nicht auf diese Weise zur Sekte mutiert, wenn Priester sich auf „ihre Messen“ freuen und Gläubige sich anmelden, welche „Messgnaden“ für ihr eigenes Seelenheil sammeln wollen. Gebraucht werden jetzt lebensstaugliche, d. h. gemeinschaftstiftende Gottesdienste, Gottesdienste, die in unser Leben eingreifen und es verwandeln.

Worüber ein Kommunionmädchen trauert

Auf diesen Gedanken kam ich, als ich in unserer Kirche auf dem Boden vor dem Altar ein Blatt entdeckt hatte, auf dem ein Kommunionkind seine Trauer über den

ausgefallenen „Weißen Sonntag“ ausgedrückt hat. Ihm ist am Sonntag, den 19.04.2020, am ersten Sonntag der Gottesdienstverbote, eine Eucharistiefeier weggenommen worden, die in sein Leben eingegriffen und sein Selbstwertgefühl verändert hätte. Es schreibt: „Ich hätte mich darauf gefreut, in meinem Kleid zu stehen und das erste Mal den „Leib Christi“ zu essen. Und dass meine Tante und mein Onkel und meine Oma und mein Opa gekommen wären. 19.04.2020

Unter dem Text war mehreres gemalt: ein großes braunes Kreuz in dessen Quadrate verteilt 2020 geschrieben war, eine Schale gehäuft voll mit Brot, ebenfalls mit 2020 gekennzeichnet, eine Taufkerze mit grünem Kreuz und dem Geburtsdatum und schließlich ein gemaltes Selbstportrait mit weißem Kleid, gelber Krone und gelbstrahlender Kommunionkerze in der Hand, darunter der Name Mareike.

Ich finde, was die Feier der Eucharistie ausmacht, wie sie die Feiernden aufrichtet und verwandelt, das lässt sich aus dem Dokument dieses neunjährigen Mädchens, abgelegt vor dem Altartisch, eindringlich herausfinden. Das Allererstaunlichste an seiner Äußerung ist ein freudiges Hochgefühl, verbunden mit einem gesteigerten Selbstwertgefühl. Manch konservativer Christ wird mahnen wollen, hier müsse katechetisch eingegriffen werden. Aus den Worten und der Zeichnung spricht doch wohl zu viel Eitelkeit und Stolz, gerade für ein Mädchen! Es sieht ja überhaupt nicht den Priester, nur sich selbst. Ja, das stimmt, ein solcher Stolz, ein solches Selbstwertgefühl war Mädchen und Frauen in der Kirche nicht gestattet. Die höchste Ehre, zu der sie gelangen konnten, war, Priester-mutter zu werden. Die Frauen der Bibel wurden demütig und ergeben dargestellt, von Eva her galten sie als besonders anfällig für die Sünde.

Die Gemeinschaft der Getauften, eine königliche Priesterschaft

Doch dieser Abwertung der fraulichen Natur hat die neunjährige Mareike einiges entgegenzuhalten. Mit ihrem weißen Kleid drückt sie aus, dass sie eine Geladene ist, von Jesus selber geladen, dieses besondere Brot zu essen. Das hätte ihr das freudige Hochgefühl einer neu erhaltenen Würde

gegeben, einer neuen Art „zu stehen“ in ihrem weißen Kleid am Altar. Das klingt fast priesterlich!

Aber darf sie das? Ja, mit ihrer gemalten Taufkerze hat sie die Tauftheologie der ersten Christen ganz auf ihrer Seite. In 1 Petr 2, 9 werden die getauften Gläubigen so angesprochen: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft.“ Für Paulus sind in dieser neuen Wirklichkeit alle trennenden Unterschiede aufgehoben, auch die zwischen Mann und Frau (Gal 3, 28). Seinen Brief an die Philipper schreibt er „an alle Heiligen in Christus Jesus, die in Philippi sind, mit ihren Bischöfen und Diakonen“ 1,1. Wenn wir dann noch hinzunehmen, was katholische Theologen den Reformatoren entgegengehalten haben, dass der Mensch nicht mehr nur Sünder ist, sondern dass die Natur des Menschen (die weibliche nicht ausgeschlossen) durch die Taufe zum Guten neu belebt wird, dann darf ein katholisches Mädchen bei seiner Erstkommunion durchaus ein freudiges Selbstwertgefühl entwickeln.

Das im liturgischen Mahl mit Christus geistig gestärkte Ich hätte sich auch im Festmahl mit den Verwandten in einem neuen, vertieften Erleben der Familiengemeinschaft ausgewirkt. Übrigens ist das in ihren Äußerungen deutlich zu erkennen, dass Mareike das liturgische Geschehen in der Kirche nicht als isoliertes Sonderereignis versteht, sondern dass sie es in ihr Leben einbindet. Das besagen doch die in die Zeichnung eingeführten Daten, wiederholt die Jahreszahl 2020 und die Daten ihrer Geburt und des nicht stattgefundenen Weißensontags.

Ohne Versöhnung mit den Frauen keine Gemeinschaft in der Eucharistie

Dieses kleine Dokument eines Mädchens kann uns dringender Ansporn sein, die vor Covid 19 gefeierten Liturgie von ihrem stark priesterbezogenen Geist zu befreien und sie in Bezug zusetzen zu einer Gemeinschaft von heutigen Frauen und Männern, die aus einem neuen Selbstbewusstsein heraus verantwortungsvoll in der Welt handeln wollen. Die Mutter dieses Mädchens leitet Bauprojekte im Straßenbau und erzieht ihre Mädchen zusammen mit

ihrem Mann zu eigenwilligen und eigenständigen Persönlichkeiten. Wird die katholische Kirche mit ihrer einseitig männlichen Ausrichtung und dem Unrecht, das sie Frauen mit der Aussperrung aus dem Priesteramt und aus allen Entscheidungen antut, solche heranwachsenden jungen Frauen nicht geradezu abstoßen? Jeder gefeierter „Gottesdienst“ wird nur dann gottwohlgefällig genannt werden dürfen, wenn er die Freude am Aufbau des Gottesreiches fördert.

Hat Jesus dabei die Frauen in irgendeiner Weise ausgeschlossen? Das überlieferte Bild vom Abendmahl, auf dem an der Tafel um Jesus nur Männer sitzen, wird bis heute als Waffe gegen Frauen genutzt, die im Priesteramt mitwirken wollen beim Aufbau des Gottesreiches. Wo aber sind Bilder von Jesus im Dialog mit Frauen, den Jesus ausdrücklich gesucht hat? Die Erzählungen der Evangelien von diesen Dialogen wurden in der Verkündigung und der christlichen Kunst zu Nebenthemen degradiert und blieben für männliche Theologen ohne Bedeutung. Umso leidenschaftlicher haben sie sich dagegen mit der Sündenfallgeschichte beschäftigt, die Jesus in den Evangelien nicht ein einziges Mal erwähnt. Mit dem Bild von Eva, die sich von der Schlange verführen lässt, den verbotenen Apfel zu essen, haben sie eine Frauenverachtung ausgelöst, die bis heute wirksam ist bis hin die Verteidigung des Priesterzölibats. Vielen zölibatären Amtsträgern fehlt bis heute die Erkenntnis und die Wahrnehmung, dass erst dann Eucharistie gemeinschaftsstiftend gefeiert werden kann, wenn die Kirche das Unrecht der Männerdominanz beseitigt und sich mit den Frauen versöhnt hat. Bis dahin bleibt der vom männlichen Zelebranten in die Gemeinde der größtenteils aus Frauen bestehenden Eucharistiefeiernden hineingesprochene Friedensgruß eine Mogelpackung.

Paare der Bibel in den Kirchenfenstern der Abteikirche Tholey

Wer eine friedvolle Glaubensgemeinschaft aufbauen will, muss den Dialog fördern, vor allem mit den Frauen, muss „in Austausch kommen“, um „wieder sprachfähig“ zu werden. So drückt es der Abt der Benediktinerabtei Tholey im Brief an die Freunde der Abtei vom April 2020 aus. Zum Dia-

log anregen, das wollen die Mönche mit dem Bildprogramm der „großartig neuen Kirchenfenster“ erreichen. Zu einem neuartigen, auch geschlechtergerechteren Bildprogramm gelangten sie dabei durch die architektonische Zweiteilung der Obergadenfenster. „Die Fensterform aufnehmend werden immer Personenpaare gezeigt, oft bewusst als Mann und Frau, die beide für den Menschen als Geschöpf stehen“, informieren die Mönche. So kommen die vielen Paargeschichten der Bibel in den Blick, als Urpaar des Glaubens endlich „Abraham und Sara“. Mutig wäre es gewesen, Adam und Eva in leuchtenden Farben als erstes Liebespaar zu zeigen, so wie Jesus es getan hat, und auf die so oft gegen die Frau missbrauchte Darstellung des „Sündenfalls“ zu verzichten. Allerdings hat die muslimische Künstlerin die verführerische Schlange jetzt nicht mehr nur Eva zugeordnet, sondern auch Adam. Dadurch sind beide zusammen zum Paar der allerersten Gebotsübertretung geworden. Bei dem Paar Moses und Josua frage ich mich, warum statt des Heerführers der historisch fraglich gewordenen Eroberungskriege nicht endlich seine Schwester Mirjam als Mitbefreierin des Volkes aus der ägyptischen Sklaverei zusammen mit Moses gezeigt wird. Aus dem NT sind als gemischtes Paare Johannes der Täufer und Elisabeth, Hanna und Simeon als Prophetin und Prophet und als Schwesternpaar Martha und Maria dargestellt.

Es fehlen Bilder von Jesus im Dialog mit Frauen

Auch hier hätte ich mir mehr Mut gewünscht. Warum diese scheinbare Scheu, Jesus zusammen mit einer Frau darzustellen, z. B. Jesus und seine Mutter, Jesus und die Samariterin am Brunnen, Jesus und Marta, die wie Petrus ein beispielhaftes Bekenntnis ausgesprochen hat, Jesus und die Ehebrecherin, Jesus und Maria Magdalena, Jesus und die kanaanäische Frau. Diese Dialogbilder von Jesus im Gespräch mit Frauen dürfen nicht länger fehlen als künstlerische Darstellung wie als Themen von Predigt und Bibelexegese. Sie würden ein gerechteres Bild von Jesus vermitteln und weiterhelfen beim Neuaufbau einer gerechten Kirche. Wie überrascht war ich, als ein Frater des Klosters meine Kritik an der Kleriker-Kirche aufgegriffen und geantwor-

tet hat: „Selbstverständlich gehört das Unrecht gegen Frauen zu den offenen Wunden unserer Kirche. Auf das zögernde Eingeständnis muss hier eine Änderung erfolgen. Möge der Hl. Geist den Entscheidungsträgern zur besseren Einsicht verhelfen!“ So kann das in leuchtendes Blau und Rot getauchte Paarprogramm der neuen Obergaden-Fenster der Tholeyer Abteikirche in der Zeit der Corona-Besinnung zum Anstoß werden, auf Bibel und Kirche mit einem neuen Blick zu schauen. Als hätten die Mönche von Tholey und die beauftragte Künstlerin es geahnt, mit der Corona-Krise ist die Zeit der Paare angebrochen. Noch nie hat man auf den Straßen, jetzt auch unter den Gottesdienstbesuchern, so viele Paare gesehen, und das wird auch noch lange so bleiben. Sie haben es gut, sie brauchen sich nicht an das Abstandsgebot zu halten.

Gregor Tischler

Der andere Missbrauch (II)

Dieses Jahr blieben sogar an Ostern die Kirchen leer. Hätte es die Corona-Epidemie nicht gegeben, wären sie wohl gut gefüllt gewesen. Immerhin fanden die Übertragungen im Fernsehen und Netz weitaus mehr Zuspruch als sonst. Ja, es gibt noch das Bedürfnis nach religiösen Feiern. Und viele vermissten zu Ostern das Erlebnis der Gemeinschaft im Gotteshaus.

Aber wir dürfen uns von dieser Ausnahme-lage nicht täuschen lassen. Der Anteil an Kirchenmitgliedern und -steuerzahlern, besonders aber an Kirchgängern nimmt nicht nur in Deutschland seit Jahrzehnten kontinuierlich ab. Oft ist zu hören, es seien eben die bekannt gewordenen Missbrauchsfälle, die daran schuld seien. Diese Meinung trifft sicherlich etwas Wahres, reicht aber zur Erklärung des Phänomens nicht aus.¹ Es reicht weitaus länger zurück. Die

Frage muss lauten: Weshalb wurde aus einer weitgehend durchaus noch kirchentreuem Gesellschaft der Nachkriegszeit eine zunehmend kirchenferne von heute?

Als Religionslehrer am Gymnasium (seit 1974) konnte, ja musste ich vor Ort wiederholt die Erfahrung machen, dass in der Tat schon in den siebziger und achtziger Jahren die sog. "Weitergabe des Glaubens" mehr und mehr zu einem zentralen Problem wurde. An Sprechtagen etwa bekam ich schon damals des Öfteren von Eltern zu hören, ihr Kind solle zwar am Religionsunterricht teilnehmen und etwas vom Christentum erfahren; zuhause aber praktiziere man den Glauben nicht mehr. Denn was man selbst in der Kindheit an Angst machender religiöser Bevormundung erlebt habe, "das wolle man den eigenen Kindern ersparen".

Inzwischen ist eine weitere Generation herangewachsen. Die Schüler von damals sind nun selbst schon Eltern von Volljährigen. Und diese lassen sich (von Ausnahmen kritikunfähiger Internetfreaks oder Sektenanhänger abgesehen) bestimmt nicht mehr vorschreiben, was sie gehorsamst an religiösen Wahrheiten zu glauben hätten. Aber könnte es nicht doch noch Gläubige geben, die z.B. eine streng katholische Erziehung der ersten Nachkriegsjahrzehnte so verinnerlicht haben, dass sie davon gar nicht mehr richtig loskommen können? Deren Kindheitsängste so stark waren, dass sie trotz rationaler Auseinandersetzung sie immer noch in sich tragen? Es sind wohl nicht mehr allzu viele - aber es gibt sie noch! Auf ein "lehrreiches" wie beklemmendes Beispiel möchte ich hiermit etwas näher eingehen.

Vor ein paar Jahren wandte sich ein mir bis dahin unbekannter Mann mit einem offenbar ernstesten religiösen Anliegen an mich. Er hatte einen Artikel von mir im Internet gelesen; es war ein Nachruf auf den Priester und promovierten Historiker Josef Hanauer (1913 - 2003), der einer meiner Religionslehrer (der beste von allen) gewesen und mit kritischen Büchern über Wundersucht, vor allem bezüglich Konnersreuth und Fatima, bekannt geworden war. Es stellte sich heraus, dass der Mann, der den Kontakt zu mir suchte, sich schon einige Jahre zuvor an Josef Hanauer gewandt hatte, um mit ihm über seine Nöte zu sprechen. Hanauer dürfte wohl versucht haben,

¹ Vgl. dazu meinen Beitrag in imprimatur 4/2019, S. 238 - 245

ihn mit Argumenten zu überzeugen, bezeichnete er doch gerne den spezifisch katholischen Wunderglauben als "Wundersucht" oder gar "Schwindel".

Doch allzu großen Erfolg dürfte er bei Thomas L. - so sein Name - nicht erzielt haben. Wohl auch ich nicht. Als mich dieser in längeren Telefongesprächen und auch bei einer persönlichen Begegnung mit seinen religiösen Problemen konfrontierte, wurde mir wieder bewusst, mit welcher gravierenden Seelenängsten eine bestimmte Erziehung, die man nur als "bigott" bezeichnen kann, ein ganzes Menschenleben² zu belasten vermag.

Thomas L. sandte mir vor einiger Zeit eine Art "religiöser Autobiographie" zu. Geboren 1965, wuchs er, wie er schreibt, "in einer frommen katholischen Familie auf, in der die Treue zu und der Glaube an die Kirche absoluter Mittelpunkt war. Es war nicht nur der Besuch der Sonntagsmesse selbstverständlich, sondern sämtlicher katholischen Gepflogenheiten, die die Kirche ihren Gläubigen nahelegt, wie Kreuzweg-, Mai- und Rosenkranzandachten, und das tägliche Gebet zum Essen. Die Großeltern nahmen auch an Wallfahrten im In- und Ausland teil, von Altötting bis Fatima. Sein Heimatort liegt zwar am Rande des mehrheitlich protestantischen Mittelfrankens; doch die katholische Oberpfalz war gleich nebenan. Dorthin orientierte sich daher seine Familie.

Für den Buben Thomas war, so die Erinnerung, vor allem die Beichtvorbereitung mit den Schilderungen von Hölle und Fegefeuer beängstigend: "Niemals hat ein Erwachsener die Folgen der Ohrenbeichte für Kinder bedacht, wenn sie z.B. spätestens in der Pubertät vom 'Beichtvater' in die Mangel genommen werden und auch nur den geringsten 'unkeuschen Gedanken' aus sich herauspressen lassen müssen. Keine Kinderrechtslobby greift ein, wenn es um die psychischen Folgen geht..." Mag diese Aussage so pauschal auch nicht ganz stimmen, auch

² Herr L. ist mit der Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen nicht nur völlig einverstanden, er dankte mir ausdrücklich dafür und meinte, sie könnte auch für andere hilfreich sein. - Zur Gesamtproblematik nach wie vor lesenswert: Michael Klöcker, Katholisch - von der Wiege bis zur Bahre. Eine Lebensmacht im Zerfall? München 1991. Vieles, was der Autor vor fast 30 Jahren analysierte, ist nach wie vor aktuell!

und vor allem nicht mehr für die siebziger Jahre: Umso schlimmer, dass es damals immer noch Priester und Nonnen gab, die solche psychischen Schäden zu verantworten hatten. Vereinzelt gibt es solch "fromme" Kirchenvertreter noch immer. Nur die Aufnahmebereitschaft für ihre Ideen ist heute wohl wesentlich geringer...

Zur Erstkommunion bekam Thomas ein Buch über Fatima geschenkt, das ihn faszinierte. Doch die Faszination hatte schlimme Folgen:

"Nach und nach gewann die Angst die Oberhand: Die Muttergottes gibt einen Blick in die Hölle frei. Nun weiß jeder, wie es in der Hölle konkret aussieht: Die Menschen werden ewig im höllischen Feuer gequält: brennen und verbrennen doch nicht. Und nur, weil sie einmal, und sei es als Kind, eine Todsünde nicht gebeichtet hatten."

Mit 12 Jahren kam Thomas auf eine "sehr konservative Klosterschule" in der nördlichen Oberpfalz, wo er später seinen Realschulabschluss machte. Die Schule wurde von Nonnen geleitet, stand aber auch unter dem Einfluss des sog. "Engelwerks". Im Religionsunterricht wie auch in anderen Fächern, die von Nonnen unterrichtet wurden, waren, wie sich L. erinnert, Fatima, Konnersreuth immer wiederkehrende Themen, dazu "Opfern und Beten für die Sünder und die Bekehrung Russlands". Die Handkommunion war verboten; der dortige Stadtpfarrer lehnte die Liturgiereform ab.

Thomas L. schreibt in seinen Erinnerungen:

"Berüchtigt waren auch die Pfarrbriefe (...): Als 'Beweis' für Hölle und Fegefeuer wurde z.B. Maria Simma angeführt, die regelmäßig Kontakt zu den Armen Seelen im Fegefeuer und den Verdammten in der Hölle hatte. Frau Simma berichtete einmal von einer Bekannten, die für eine Verstorbene Messen bestellt habe, und musste ihrer Bekannten mitteilen, dass die Messintentionen keinen Sinn hätten, weil die Verstorbene in der Hölle sei."

Man könnte noch seitenweise aus diesen Erinnerungen zitieren - eine oft schlimmer als die andere. Höllenängste begleiten L. offenbar bis heute, obwohl er durchaus kritisch nicht nur seine Erziehung, sondern auch "amtskirchliche" Verlautbarungen, etwa im "KKK" zu sehen weiß. So empörte er sich, als 2018 sein Vater starb, mit

Recht über den Priester, der beim Trauergottesdienst davon sprach, der Verstorbene sei "nun im Fegefeuer und brauche das Gebet der Hinterbliebenen".

Und doch blieb L. der Kirche im Großen und Ganzen treu: Er engagierte sich auch als Erwachsener u.a. in der Jugendarbeit und bei der Kirchenrenovierung. Nach wie vor nimmt er die "Sonntagspflicht" ernst, obwohl es ihm wegen Schichtarbeit manchmal nicht gelingt, sie zu erfüllen. Er wandte sich deshalb sogar an das Bischöfliche Ordinariat, erhielt aber keine befriedigende Auskunft. Und auch den Sprung in den Atheismus, der bei vielen mit ähnlicher Sozialisation gang und gäbe ist, wagte er nicht. Allzu tief drang die "Gottesvergiftung" in seine Psyche, in sein reales Leben ein - wobei festzuhalten wäre, dass nicht Gott selbst der "Vergiftende" ist, sondern eine bestimmte Auslegung des Glaubens³.

Und so lautet das Resümee der Selbstreflexionen, die mir Thomas L. vertrauensvoll zusandte:

"Meine Erfahrung ist: Einschüchterung, Demütigung, Erniedrigung. Die Kirche hat sich nicht geändert. Eine wie immer geartete menschenfreundliche Kirche ist undenkbar. So wie es auch keinen Sozialismus 'mit menschlichem Antlitz' gibt."

Gewiss ein Pauschalurteil, dem man widersprechen kann und muss! Aber man sieht auch: Ein erwachsener, sein Leben reflektierender Mensch, der durchaus kritisch Verhältnisse und Geschehnisse zu betrachten weiß, der sich zudem für Organisationen im Dienst der Menschenrechte einsetzt, der, wie ich meine, dem Ideal eines verantwortungsbewussten Staatsbürgers recht nahekommt - er kommt nicht los von einer - ja, man muss es so deutlich sagen - menschen- und lebensverachtenden Indoktrination, die die Psyche belastet und sich dabei als besonders fromm und gottgefällig ausgibt.

Ja, die Kirche hat Leichen im Keller, über die sie nach wie vor nicht gerne spricht. Was ist das für eine „christliche Botschaft“, die über Jahrhunderte hinweg einen Gott predigte, der mit entsetzlichen Sündenstrafen droht, der Hölle und Teufel (und seit dem Mittelalter auch die langen, langen

Qualen des Fegefeuers) braucht, um seine Macht - oder genauer: die der Kirche - zu erweisen? Er ist das genaue Gegenteil von dem, den Jesus „Abba“ und der 1. Johannesbrief (4,8) „Liebe“ nannte ... Thomas L. und viele, viele andere haben unter jenem vergifteten Gottesbild gelitten - und manche tun es offenbar noch heute.

Doch, Gott sei Dank (!), gab und gibt es auch eine andere Seite der Kirche. Was wir gerade in Zeiten der Corona-Epidemie an Menschlichkeit im kirchlichen Raum erleben, zeigt uns, wie falsch bei aller berechtigten Kritik Schwarz-Weiß-Malerei immer ist. Ein besonderes Beispiel an christlicher Humanität bietet uns gerade das wahrhaft heldenhafte Handeln von Priestern und Bischöfen in Italien. Viele Priester haben sich dort, weil sie die Sterbenden nicht alleine ließen, selbst infiziert; viele von ihnen starben. Francesco Beschi, Bischof von Brescia, zu dessen Bistum auch das besonders hart betroffene Bergamo gehört, nannte es "ein Zeichen der Zärtlichkeit", wenigstens die Särge der am Virus Verstorbenen in den Kirchen zu belassen, bevor sie bestattet werden. Als Gegensatz dazu bleiben uns die Fernsehbilder von nächtlichen Militärtransporten wohl für immer in schrecklicher Erinnerung...⁴

Es ist auch nicht so, als wären solche Zeichen christlicher Humanität in der Kirche etwas völlig Neues. Nein, auch sie durchziehen die gesamte Kirchengeschichte, von der Armenpflege bis zu den Spitälern des Mittelalters. Es sind die Werke der Barmherzigkeit (Mt 25), die zum Kern der biblischen Botschaft von Anfang an gehören - und niemals gänzlich in Vergessenheit gerieten.

Und es gab schon immer die Botschaft von der Hoffnung, dass Leben und Liebe stärker sind als der Tod und das Böse. Hoffen wir, dass auch all die seelischen (und natürlich auch körperlichen) Missbrauchsopfer einer unchristlichen Pseudo-Religiosität zu dieser befreienden Botschaft finden können!

³ Vgl. Tilmann Moser, Gottesvergiftung, Frankfurt a.M. 1976

⁴ Christ & Welt Nr. 15 (Beilage zu "Die Zeit" v. 2.4.2020)

Gregor Tischler

Und vergib uns unsere Schuld ...

Auch eine noch so gut gemeinte Predigt kann missglücken. Das weiß so mancher Priester aus eigener Erfahrung. Ein Fall, der sich im Sommer 2019 in Münster ereignete, ist jedoch geradezu tragisch zu nennen. Was war geschehen?

Ulrich Z., der, wie er bekennt, 54 Jahre lang "mit großer Leidenschaft katholischer Priester" war, wurde kaum zwei Wochen nach einem leider missglückten Gottesdienst vom Bischof in den sofortigen Ruhestand versetzt. Dabei hatte Z. am 30. Juni eine Predigt über das Thema "Vergebung" gehalten, also ein biblisches Kernthema. Doch bedauerlicher Weise war die Güte seiner Absicht so überströmend, dass er auch die kirchlichen Missbrauchstäter einbezog. Dabei fiel, wie Z. nun in einer Broschüre (Ulrich Zurkühlen, Vergeben ist nie vergebens, Münster 2020) schreibt, auch der - eigentlich unsägliche - Satz: "Es ist an der Zeit, dass die kirchlichen Hierarchien auch einmal ein Wort der Vergebung sagen können." Die Empörung war gewaltig. Pfarrer Z. gelang es weder in der Gemeinde noch in einem Fernsehinterview mehr, den Schaden zu begrenzen.

Güte und Vergebung gehören zu den höchsten religiösen Werten. Z. wollte mit seinen Worten keinesfalls die Opfer der Täter verhöhnern. Aber er hatte offenbar auch Mitleid mit den Tätern, den Sündern, deren Schuld eben niemand vergeben will - und wählte die falschen, die missverständlichsten Worte.

Nun ist der Priester selbst zum Opfer geworden, dem man nicht vergibt. Er schreibt über seine Entlassung: "Tiefer kann man als Priester nicht fallen. Mich hat das in eine schwere persönliche Krise gestürzt." Gott sei Dank stehen weiterhin Freunde, darunter auch zahlreiche Priesterkollegen, zu ihm. Sicherlich ist auch die Reaktion des Bischofs zu verstehen: Wurde doch von allen Seiten kirchlichen Amtsträgern der Vorwurf gemacht, eher die Täter als deren

Opfer geschützt zu haben. Und es musste ja so scheinen, als ob Pfarrer Z. mit seinem Satz genau dasselbe gewollt hätte.

Indes wäre es sicherlich christlich, wenn ihm auch der Bischof von Münster Vergebungsbereitschaft zeigte. Es wäre ein Werk der Barmherzigkeit.

Irmgard und Benno Rech

Hasse nicht. Räche dich nicht.

Alternativer Gottesdienst am
15.03.2020

Dieser Alternative Gottesdienst konnte wegen der verordneten Corona-Einschränkungen aufgrund der Covid-19-Pandemie nicht mehr gefeiert werden. Er sollte antworten auf die hasserfüllte Hetze im Internet gegen jedweden Andersdenkenden. Diese lässt sich bis in kirchliche Kreise hinein beobachten. Die Reaktionen der Hetzenden sind wutentbrannt und aggressiv böse, sie gehen der Mühe einer problemorientierten Auseinandersetzung auf der Grundlage einer zivilisierten Diskussion aus dem Wege. Wir orientieren uns an der Bibel, die Gewalt darstellt, aber auch Wege aus der Gewalt sucht und aufzeigt. Für Jesus war das ein großes Anliegen (Feindesliebe).

I: Begrüßung: Wir begrüßen euch heute besonders herzlich, denn ihr seid trotz Coronavirus gekommen. Während die Natur uns mit den ersten Blumen beglückt, fühlen wir uns als Gesellschaft gleich auf zweifache Weise bedroht. Wir alle sind bemüht, uns vor dem Coronavirus zu schützen, zugleich aber vergiftet Hass unser Land. Es ist der Hass auf alles Fremde und auf Menschen, die Flüchtlingen und Asylsuchenden beistehen, der sogar bis in die Rathäuser vordringt, so dass Bürgermeister um ihr Leben fürchten müssen. Wir sind der Meinung, dass erst recht wir Christen dem Thema Hass und Gewalt in unseren Gottesdiensten nicht ausweichen dürfen.

Eröffnungslied: Gotteslob 615, 1. 2. u. 4. Str.

B: Erschreckend ist die Verbreitung von Hass und Hetze im Internet. Man hatte erwartet, dass die Menschen mit den sozialen Netzwerken einander näherkommen würden. Stattdessen lebte im Netz der rechts-extreme Hass wieder auf, der in der NS-Zeit wurzelt. Rassistische und antisemitische Thesen sind ein höchstgefährliches Gift. Das Böse, von dem wir glaubten, dass wir es durch unser humanes Grundgesetz überwunden hätten, ist in unsere Gesellschaft zurückgekehrt. Es entsetzt uns, dass es Menschen gibt, in denen die Lust erwacht, andere herabzusetzen, zu beschimpfen und zu beleidigen, sie gar mit dem Tod zu bedrohen, wenn sie anonym bleiben können. Woher kommt es, dass in einem Dreivierteljahr gleich drei Rechtsterroristen ihre bösen Fantasien in die blutige Tat umgesetzt haben? Gibt es einen Nährboden für Hass und Gewalt? Wenn wir so fragen, dann steckt darin auch die Frage, was habe ich damit zu tun? Wieviel Freundlichkeit verbreite ich im täglichen Kontakt mit den Menschen meiner Nähe? Oder schüre ich gelegentlich selber durch unbedachtes Dahrreden Unfrieden, Missgunst, gar Feindseligkeiten?

Gemeinsames Gebet GL 19, 5**Lied Effata 141, 2 Str**

I: Hasse nicht. Räche dich nicht. Diese beiden Mahnungen gehen jeden etwas an und gelten auch im Alltag. Als ich sie unter dem Bild eines alten Mannes gelesen habe, der das Arbeitslager Tschenstochau und das KZ Buchenwald überlebt hat, haben sie mich ins Herz getroffen. Wie hat dieser Mann, den die Schergen der Nazis aufs Allerschlimmste entwürdigt und gequält haben, es geschafft, von einem versöhnlichen Geist ganz durchdrungen zu sein, dass er Hass- und Rachedgedanken aus seinem Leben verbannt hat. Unter seinem Bild las ich dann noch diesen Text: „Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst. Das ist es, was unsere Torah uns aufträgt. Hasse nicht. Räche dich nicht. Das führt nur zu mehr Blutvergießen.“ Der Mann, von dem für mich etwas Heiliges ausgeht, ist also kein Christ, er ist ein jüdischer Rabbi, der nach der Weisung seines Gottes lebt. Die Torah, das sind die fünf Bücher Mose, die auch zum ersten Teil unserer Bibel gehören, den wir der jüdischen Tradition verdanken. Mir fiel

ein, dass früher im Religionsunterricht gelehrt wurde, der Gott des Alten Testaments sei ein Gott der Rache. Aber hatten wir nicht vor gerade drei Wochen am Sonntag diese Lesung aus dem 3. Buch Mose gehört, aus der ein Gott zu uns spricht, der nicht will, dass sein Volk die Rache bis hin zur schlimmen Form der Blutrache zulässt.

B: Lesung Levitikus, 19. 1-2. 17-18

I: Es ist erstaunlich, in einer Zeit, in der die Gewalt vorherrschend war, hat Israel aus der Heiligkeit Gottes den Versöhnungsgedanken entwickelt. Heilig zu werden, wie Gott es will, erreicht man nicht durch besonders frommen Tempeldienst. Heilig wird man, indem man den gnädigen und gütigen Gott nachahmt, der die Liebe zum Maßstab seines Handels gemacht hat, indem er Israel aus der Sklaverei befreit hat. Für den Alltag heißt das, ein verträglicher Mitmensch zu sein, der in seinem Herzen keinen Hass aufkommen lässt gegen seinen Bruder, ihn wie sich selber liebt und auf Rache verzichtet. Die Liebe schließt aber auch ein, den Bruder oder die Schwester zurecht zu weisen, wenn ihr Verhalten nicht der Versöhnung entspricht. Nur auf diese Weise werden wir heilig.

Lied Gotteslob 852, Str. 2 und 3

B: Wir müssen uns vorstellen, dass Jesus dieses Gebot aus den Heiligkeitsgesetzen der Thora gekannt hat, den Hass im eigenen Herzen zu besiegen. In dieser Weise will auch er die Menschen zur Umkehr rufen. Er folgt nicht der Meinung, der Teufel sei an allem schuld. Die Geschichte, das Böse sei dadurch in die Welt gekommen, dass Eva sich von der Schlange hat verführen lassen, hat er kein einziges Mal erwähnt. Hören wir, was für ihn die Ursache für das Morden und Töten in der Welt ist.

I: Evangelium Matthäus 5, 21 – 24

B: Diese Stelle aus der Bergpredigt beweist, dass Jesus viel über das Töten nachgedacht hat und über den Hass, den er ja selber erfahren hat. Er sagt uns, es reicht noch nicht aus, selber ohne Hass zu sein. Wenn ich merke, dass in meiner Nähe einer Hass auf mich hat, soll ich hingehen und ein versöhnendes Gespräch führen. Das sei dann wichtiger als Kirchgang und Gebet. Ich soll sogar mitten im Gebet aus dem Tempel laufen und Versöhnung anbieten: „Lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen;

geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder (oder der Schwester).“

I: Ein weiterer wichtiger Rat Jesu: Gebrauche keine Schimpfwörter! Man könnte meinen, Jesus gibt uns hier in der Bergpredigt einen Rat für die derzeitige Sprachverrohung auf der Straße wie im Internet: „Wer zu seinem Bruder sagt: Du Dummkopf!, soll dem Spruch des Hohen Rates verfallen sein.“ Gerade gibt es ein verschärftes Gesetz: Bestraft werden soll nicht erst die Gewalttat, sondern schon die gemeine Beschimpfung im Internet. Seit den Morden in Hanau wissen wir, dass der Mord da beginnt, wo wir einen Menschen oder ganze Menschengruppen mit Schmähwörtern verunglimpfen.

B: Gebet: Jesus Christus, sieh unsere Not und höre unser Rufen: Du bist in die Welt gekommen, um das Böse zu überwinden, welches uns hindert, geschwisterlich miteinander zu leben. Hilf, die Mauern zwischen Menschen und Völkern zu überwinden, damit wir zusammen eine Welt aufbauen können ohne Hass und Gewalt.

Lied GL 266, 3. Str.

Besser als auf Rache zu sinnen ist, den zu segnen, der uns Böses zufügen will oder von dem ich Böses erfahren habe.

Segensbitte GL 13, 2

Vater unser

I: Segen: Guter Gott, segne unsere Herzen, dass es Wohnung sei deinem Geist, dass es Wärme schenken und bergen kann und dass es reich sei an Verzeihung. Amen

B: Bevor wir das Schlusslied singen, wollen wir euch zwei Geschichten erzählen, wie sich Gewalt vermeiden lässt.

I: David schlägt den Teppich statt seine Cousine Lea

Unser vierjähriger Enkel bekommt Besuch von seiner gleichaltrigen Cousine Lea. Sie darf in seine mühsam aus Tüchern und Bauklötzen errichtete Zeltanlage hineinkrabbeln. Doch eine ungeschickte Bewegung von ihr lässt die ganze Pracht zusammenstürzen. David gerät in Wut, schreit und ballt die Fäuste gegen seine Cousine. Wir warnen, Lea habe es ja nicht absichtlich gemacht. Da wendet er sich von Lea ab, stürmt, immer noch schreiend und weinend in den Flur und trommelt seine Wut in den Teppich.

Benno: Ein Satz, der sich mir eingeprägt hat

Es war im Januar 1945. Der letzte Heimaturlaub meines Vaters war zu Ende. Ich begleitete ihn mit seinem Gepäck auf meinem Schlitten zum Bahnhof nach Tholey. Am Ende des Dorfes, am Franzosenkreuz, ließ er mich halten und setzte sich neben mich auf den Schlitten. Ich merkte, dass er mir noch etwas ans Herz legen wollte. „Es ist nicht sicher, dass ich wieder heimkomme“, fing er an. „Ich habe gesehen, was man den Juden in Polen antut.“ Er stockte. Dann sagte er ganz eindringlich zu mir: „Die Juden sinn grad so Leut wie mir!“ Dieser Satz hat sich mir eingeprägt. Er ist heute so nötig wie er es damals war.

Schlusslied: Effata 139, 1. u. 5. Str.

Theo Mechtenberg

100 Jahre Trianon

Im Sommer des Jahres 1957, so jedenfalls meine Erinnerung, besuchte ich erstmals Ungarn. Eingeladen hatte mich ein katholischer Pfarrer, den ich in der Lutherstadt Wittenberg als Gast des Pfarrhauses kennengelernt hatte. Bei ihm verbrachte ich meinen Urlaub und gewann einen Eindruck vom dortigen kirchlichen Leben unter kommunistischer Unterdrückung, das in manchem anders war als das, was ich in der DDR gewöhnt war.

So schwelgten diese Landpfarrer auf ihren Konventen mitunter in Nostalgie. Sie berichteten davon, dass sie in früheren Zeiten im Kutschwagen und im vollen Ornat über Land gefahren seien, um die Schulaufsicht auszuüben – wohl mehr Herren als Diener der Gläubigen, die mit einem Gemisch aus Angst und Ehrerbietung vor ihnen ihre Mützen zogen. Heute trauten sie sich kaum noch, außerhalb der Kirchenmauern in Soustane zu erscheinen, die man als ein herrschaftliches Gewand betrachte und das sie nach Verlust an Macht und Einfluss in der Öffentlichkeit nicht mehr tragen mochten.

Das Spezifikum des ungarischen Nationalismus

Doch ich erfuhr im trauten Kreis auch noch etwas anderes, zu dem sich diese Pfarrer öffentlich nicht bekennen durften – ihren Nationalismus. Es war zwar kein Nationalismus von auftrumpfender Art, sondern ein Nationalismus aus erfahrener nationaler Demütigung, ein traumatischer Revisionismus, der ihre Erzählung von der einstigen Größe Ungarns prägte.

Ich gestehe, bis zu diesem Zeitpunkt von der Geschichte Ungarns nur wenig gewusst zu haben. In den drei Wochen, die ich bei den ungarischen Landpfarrern verlebte, wurde meine Wissenslücke reichlich gefüllt. Ein Datum spielte dabei eine entscheidende Rolle – der 4. Juni 1920. An diesem Tag setzte die ungarische Delegation unter ihrem Chef Ágost Benárd im Versailler Palast Trianon ihre Unterschrift unter den Friedensvertrag.

Ungarn – ein Opfer der Neuordnung Mitteleuropas

Nach dem Ersten Weltkrieg vollzog sich eine politische Neuordnung Mitteleuropas. Aus dem Zusammenbruch der Wiener und Berliner Monarchien sowie des russischen Zarentums entstanden neue Staaten oder erlebten, wie Polen, nach einer langen Phase des Verlusts der Eigenstaatlichkeit ihre Wiedergeburt. Anders Ungarn. Auch die Magyaren hatten wie andere Völker unter der Herrschaft der Habsburger gelitten und mehrfach versucht, sich durch Aufstände zu befreien. Und sie erzielten einen Teilerfolg, der ihnen nach dem Ersten Weltkrieg zum Verhängnis wurde: 1867 erhielten sie im Rahmen der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn eine auf die Regelung innerer Angelegenheiten beschränkte Autonomie. Die Finanz-, Außen- und Verteidigungspolitik verblieb in der Kompetenz des Wiener Hofes.

Aufgrund dieser politischen Konstruktion, bei der der Kaiser zugleich ungarischer König war, sah sich Ungarn, wenngleich widerwillig, genötigt, an der Seite Österreichs in den Krieg zu ziehen. Damit zählte Ungarn nach Kriegsende zu den Verlierern und wurde von den Siegermächten entsprechend behandelt.

Hinzu kam, dass das Königreich Ungarn ein Vielvölkerstaat war. Innerhalb seiner

Grenzen lebten 16% Rumänen und 10% Slowaken. Dazu reichlich Juden und, in geringerer Anzahl, Deutsche, Ukrainer und Serben. Und weil die von der siegreichen Entente mehr oder weniger diktierte Neuordnung Mitteleuropas die Bildung von Nationalstaaten vorsah (was angesichts der ethnischen Verhältnisse kaum durchführbar war), verlor Ungarn Zweidrittel seines Vorkriegsterritoriums, vor allem an Rumänien und den von Slowaken bewohnten östlichen Teil der Tschechoslowakei. Gleichzeitig befanden sich damit gut drei Millionen Ungarn außerhalb der neuen Landesgrenzen.

Revisionismus als Folge nationaler Katastrophe

Angesichts dieser Fakten kann es kaum verwundern, dass die Ungarn in dem Friedensvertrag von Trianon die größte Katastrophe ihrer Geschichte sehen. Sie bildet den Nährboden für einen Revisionismus und macht blind für die Frage nach dem eigenen Anteil an diesem nationalen Unglück. Man sucht die Schuld allein bei den anderen, bei den in ihren Entscheidungen gegenüber Ungarn rücksichtslosen und ungerechten Siegermächten sowie bei den einstigen Minderheiten, zumal bei Slowaken und Rumänen, denen man Eigennutz und Verrat vorwirft. Man will die gegen sie verfolgte Politik der Assimilation mit all ihren Einschränkungen von Minderheitenrechten nicht wahrhaben. In Undankbarkeit hätten sie das Haus verlassen, in dem es ihnen doch so gut ergangen sei.

Dabei gleicht dieser Revisionismus einem sich über ein Jahrhundert erstreckenden Phantomschmerz, ohne Aussicht, die amputierten Glieder jemals zurückzuerhalten.

Der Revisionismus der Zwischenkriegszeit

Unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkriegs erlebte Ungarn eine Phase politischer Turbulenzen mit bürgerkriegsartigen Zuständen und einer zeitweiligen bolschewistischen Räterepublik. Als Chef einer Gegenregierung und Befehlshaber einer sogenannten „Nationalarmee“ setzte ihr der ehemalige österreich-ungarische Flottenadmiral Miklós Horthy (1868-1957) im Herbst 1919 ein Ende. Er übernahm für ein Vierteljahrhundert die Führung des

Landes. Die aus dem Habsburger Kaisertum herausgelöste Konstitutionelle Vorkriegsmonarchie wurde wieder hergestellt, allerdings ohne einen königlichen Regenten. Den vertrat Horthy als Reichsverweser mit weitgehenden, für ein autoritäres System charakteristischen Vollmachten.

Eine Analyse seiner Regierungszeit (1920-1944) liefert den Beweis für den inneren Zusammenhang und die wechselseitige Bedingtheit von Revisionismus, Nationalismus und Autoritarismus. Am Tage der Unterzeichnung des Vertrages von Trianon ließ Horthy im ganzen Lande die Glocken läuten, und dies nicht als dankbares Zeichen des Friedens, sondern als einen mahnenden Weckruf, die Schmach von Trianon nicht zu vergessen und auf die Wiederherstellung des status quo ante zu hoffen. Unter ihm wurde der Revisionismus zur nationalen Ideologie. In den Schulen eröffnete und beschloss ein Gebet um „Auferstehung des Vaterlandes“ den täglichen Unterricht. Hunderte Denkmäler entstanden im ganzen Land, um die Erinnerung an Trianon wachzuhalten. Eine eigens gegründet Revisionistische Liga sorgte durch Publikationen und Veranstaltungen für eine anhaltende revisionistische Stimmung unter der Bevölkerung. Die Forderung nach Rückkehr der verlorenen Gebiete führte bei den Nachbarn, zumal bei Slowaken, Rumänen und Serben, zu entsprechenden Gegenreaktionen. Dem Slogan „Alles zurück!“ begegnete man mit einem „Nicht ein Krümel Erde!“ Und es blieb nicht bei einem propagandistischen Schlagaustausch. Die Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien schlossen sich zur Kleinen Entente zusammen und versicherten sich des gegenseitigen Beistands für den Fall, dass Ungarn versuchen sollte, gewaltsam Grenzkorrekturen herbeizuführen.

Doch die Kleine Entente vermochte es nicht, Teilerfolge der revisionistischen Politik Horthys zu verhindern. In der Hoffnung, bei Hitler Unterstützung für seine Gebietsansprüche zu finden, hatte der Reichsverweser in den 1930er Jahren eine Bündnispolitik mit dem Deutschen Reich angestrebt. Die zahlte sich aus, als auf Hitlers Druck 1938 in den Wiener Schiedssprüchen Ungarn von Magyaren bewohnte slowakische und rumänische Gebiete zugesprochen und von der ungarischen Armee widerstandslos besetzt wurden. Doch dieser

Erfolg war nicht von Dauer und wurde teuer erkauft.

Eine erneute nationale Katastrophe

Als die deutschen Truppen am 1. September 1939 in Polen einfielen, verhielt sich Ungarn noch neutral. Auch an den Kämpfen an der Westfront beteiligte sich das Land nicht. Doch 1941, mit dem Überfall auf die Sowjetunion erklärte auch Ungarn Moskau den Krieg. Mit einem Aufgebot von rund 200.000 Soldaten kämpften Ungarn an der Seite der deutschen Wehrmacht. Der Blutzoll war hoch. Jeder zweite sollte die Heimat nicht wiedersehen. Auch Horthys Sohn kam als Jagdflieger ums Leben.

Als sich der Krieg dem Ende näherte und die deutsche Niederlage längst feststand, versuchte Horthy zu retten, was nicht mehr zu retten war. Im Oktober 1944 ließ er durch Emissäre prüfen, ob die Sowjetunion zu Waffenstillstandsgesprächen bereit wäre. Einen Tag später besetzten deutsche Truppen das Land. Horthy wurde verhaftet und in Bayern interniert, wo er später von amerikanischen Truppen befreit wurde. Aus der Ferne musste er schmerzlich erleben, wohin er das Land durch seine revisionistische Politik geführt hatte. Nicht nur die zurückgewonnenen Gebiete gingen nach Kriegsende wieder verloren, darüber hinaus büßte Ungarn als Satellitenstaat des sowjetischen Imperiums seine Unabhängigkeit ein und der Freiheitswille der Nation wurde über Jahrzehnte gebrochen, als im Herbst 1956 sowjetische Panzer den Volksaufstand niederwalzten. Tausende starben in den Kämpfen, andere wurden verhaftet, eingekerkert, hingerichtet. 200.000 Ungarn ließen Hab und Gut zurück und flüchteten in den Westen. Im Land herrschte Friedhofsruhe.

Es versteht sich, dass im kommunistischen Ungarn von einem Revisionismus keine Rede sein konnte. Die zahlreichen Denkmäler, die an Trianon gemahnten, wurden zerstört. Doch was aus der Öffentlichkeit verbannt war, blieb in den Herzen vieler Ungarn bewahrt.

Die Wiederkehr des Revisionismus

Mit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums begann 1989/90 in Mitteleuropa die Errichtung einer neuen, nunmehr demokratischen Ordnung. Die frei gewählte

ungarische Regierung bestätigte die bestehenden Grenzen als Voraussetzung für das von ihr erstrebte Ziel, baldmöglichst in die westlichen Strukturen von NATO und Europäischer Union aufgenommen zu werden. An einen Revisionismus war unter diesen Voraussetzungen nicht zu denken, es sei denn, man würde die Unterstützung der gut zwei Millionen außerhalb der Landesgrenzen lebenden Ungarn, die mitunter das Nachbarschaftsverhältnis zur Slowakei und zu Rumänien belastete, bereits als revisionistisch einstufen.

Die Situation änderte sich, als 2010 Viktor Orbán und seine Fidesz die Regierungsgewalt übernahmen. Die Erinnerung an Trianon wurde nun bewusst geweckt und gepflegt, der 4. Juni zum „Tag Nationaler Einheit“ erklärt, einer Einheit, die auch die Millionen Auslandsungarn mit umfassen sollte. Die Vorstellung des einstigen „Großungarn“ kehrte ins öffentliche Bewusstsein zurück, schmückte als Aufkleber die Wagen besonders national eingestellter Magyaren. Auf dem Facebook-Profil von Orbán vom Dezember 2019 war während einer Sitzung der Parteispitze im Hintergrund eine Ungarnkarte in den Grenzen von 1920 zu sehen. Eine Umfrage aus dem Jahr 2018 ergab, dass Trianon in der Bevölkerung nicht in Vergessenheit geraten war. Für 74% der Befragten ist der dort unterzeichnete Vertrag die größte nationale Katastrophe in der über tausendjährigen Geschichte ihres Landes.

Auch Miklós Horthy kommt nun zu neuen Ehren. 2017 erregte Orbán mit seiner Aussage Aufsehen, Horthy sei ein „Ausnahmepolitiker“ gewesen, der trotz Trianon Ungarn von den Knien erhob und das Land neu aufgebaut habe. Jüdische Verbände reagierten empört und verwiesen auf die von Horthy erlassenen jüdenfeindlichen Gesetze und seine Mitverantwortung für die Ermordung von hunderttausenden ungarischer Juden in den Gaskammern von Auschwitz.

Theo Mechtenberg

Das Gespenst des Neomarxismus

Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Neomarxismus

Es fällt einem westlichen Beobachter schwer, die polirische Entwicklung und gesellschaftliche Stimmungslage in Polen zu verstehen: Die ständigen Verletzungen der Rechtstaatlichkeit; die fast vollständige Kontrolle über das Gerichtswesen durch die nationalkonservative Regierung; die Missachtung parlamentarischer Regeln, wodurch die Opposition von der politischen Mitgestaltung des Landes gänzlich ausgeschlossen ist; die Dreistigkeit, mit der jede Aufforderung der Europäischen Kommission, die Rechtstaatlichkeit wiederherzustellen, zurückgewiesen wird. Unter ihrem Parteichef Jarosław Kaczyński beansprucht „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) den nationalen Alleinvertretungsanspruch, der Kompromisse mit der Opposition ausschließt und der den politischen Gegner zu einem mit allen Mitteln zu bekämpfenden Feind macht. Während in den westlichen Ländern angesichts der Coronakrise parteipolitische Auseinandersetzungen in den Hintergrund treten, werden sie in Polen von PiS weiterhin mit aller Härte ausgetragen, wie ihr allein vom Machtinteresse bestimmtes, ebenso engstirniges wie risikoreiches Festhalten am 10. Mai als Termin für die Präsidentschaftswahl zeigt.

Diese politische Bestandsbeschreibung findet in der Gesellschaft ihre Entsprechung. Sie ist tief gespalten. Der Riss geht durch die Familien; langjährige Freundschaften zerbrechen, über Jahrzehnte gewachsene deutsch-polnische Städtepartnerschaften werden aufgekündigt. Eine Gemeinschaft aufrechtzuerhalten und einen Dialog zu führen, das erweist sich als unmöglich, wo PiS das Denken und Fühlen der Menschen bestimmt. Wer es wagt, an der Kaczyński-Partei Kritik zu üben, der muss damit rechnen, wie ich selbst erfahren musste, als „Kommunist“ beschimpft zu werden.

Neomarxismus als Inbegriff nationaler Bedrohung

Diese kurz umrissene Situationsbeschreibung erklärt sich durch das Syndrom einer von PiS geschürten fundamentalen Bedrohung Polens in seinem national-katholischen Selbstverständnis. Konkret gehe sie von westlich infiltrierten liberalen und linken Kräften aus, denen unterstellt wird, die in der Geschichte mühsam erworbene national-christliche Zivilisation zerstören zu wollen. Als konkrete Elemente dieser angeblich nationalen Bedrohung gelten eine Liberalisierung der Abtreibungsgesetzgebung, ein durch die Gender-ideologie vorangetriebener, die traditionelle Familienordnung, wie man glaubt, außer Kraft setzender Feminismus, eine als gesellschaftlich bedrohlich charakterisierte Förderung von Minderheitenrechten, zumal die von Homosexuellen, sowie die schulische Einführung eines Sexualkundeunterrichts. Zur Wahrung des Polentums sei der Kampf gegen diese Tendenzen mit aller Entschiedenheit zu führen, ein Kampf gegen das Böse schlechthin. Und dieses Böse hat einen Namen – Neomarxismus.

Warum Neomarxismus?

Angesichts solcher Argumentation fragt sich ein westlicher Beobachter verwundert, wie man dazu kommt, die als nationale Bedrohung ausgemachten Tendenzen unter dem Begriff „Neomarxismus“ zu bündeln. Schließlich lassen sie sich kaum aus einer Analyse des Marxismus herleiten, und ein solcher Versuch wird von ihren Vertretern auch gar nicht unternommen. So gewinnt der „Neomarxismus“ etwas geradezu Gespenstisches, eine furchteinflößende unwirkliche Wirklichkeit.

Der Sache kommt man näher, indem man sich zwei bischöfliche Aussagen vor Augen führt. Im August 2019 sagte der Krakauer Metropolit, Erzbischof Marek Jędraszewski: „Die rote Pest überzieht schon nicht mehr unser Land, wohl aber die neue, neomarxistische, die unsere Seelen, unsere Herzen und unser Denken in Besitz nehmen möchte: keine rote, sondern eine regenbogenfarbige.“ Und Bischof Ignacy Dec äußerte sich im April 2019 wie folgt: „Einst wehte ein feindlicher Wind vom Osten zu uns herüber. Er brachte uns eine utopische Ideologie und Praxis, die uns Polen so viel Unglück bescherten. [...] Seit einiger Zeit

weht, diesmal vom Westen her, ein utopischer Wind, ausgehend von Vertretern der bekannten marxistischen Ideologie, die lediglich ihre Farbe gewechselt haben; ein kultureller Marxismus, ein Geschlechterkampf anstelle des Klassenkampfes. Sie forcieren eine Gender-Ideologie und mit ihr eine Sexualerziehung der Kinder.“

In beiden Zitaten geht es um einen Vergleich der gegenwärtigen Situation mit der Bedrohung zu Zeiten der kommunistischen Unterdrückung. Wie damals alle nationalen Kräfte, zumal durch die Kirche, gesammelt wurden, um in jener Gefahr zu bestehen, so sei dies auch heute notwendig. Es seien die gleichen Kräfte, wenngleich in der Wolle gefärbt, die heute die Nation und ihre katholische Identität zu ihrem Angriffsziel machen würden. Und sie stammen nicht aus der Nation selbst, sondern bilden eine westliche Infiltration, die Polen zu einem Opfer macht. Diese von außen kommende Gefahr abzuwehren, bedeutet, die eigene Unschuld zu wahren.

Ein Kampf gegen das Böse schlechthin

Unter dem Vorzeichen neomarxistischer Bedrohung geht es nicht mehr um Argumentation, nicht um praktikable Problemlösungen, sondern um einen Kampf gegen das Böse schlechthin. Für diese Art von Zuspitzung lieferte ein Vertreter der Kirche eine geradezu apokalyptische Begründung. So sagte der geistliche Professor Tadeusz Guz, Dekan an der Lubliner Katholischen Universität (KUL), im Mai 2018 in seiner Vorlesung: „Ich fand in der bisherigen Weltgeschichte keine Ideologie, die der Strategie des gefallenen Engels mehr entsprechen hätte als die der neuen Linken. Sie gefiel Satan bislang am besten. Somit ist der Neomarxismus eine Apotheose des Satanismus; er ist de facto Satanismus.“ Welche Auswirkungen eine derartige „metaphysische“ Aussage hat, belegen die Worte eines nationalkonservativen „Experten“, der als dringliche Warnung vor einer schulischen Sexualerziehung in einem Interview erklärte, bei ihr ginge es letztlich um die „Erziehung genetischer Revolutionäre“. Durch sie wolle man „Menschen heranbilden, die der Kirche den Rücken kehren und die traditionelle Gesellschaft zerstören, um auf diese Weise die neue, herrliche Welt des sozialistischen Menschen zu schaffen.“

Der Neomarxismus als Heranbildung genetischer Revolutionäre durch schulische Sexualerziehung. Der Wahnsinn einer solchen Behauptung ist kaum zu überbieten. Aber er bewirkt ein Bedrohungsszenarium, bei dem sich jede Kritik an der Kirche, selbst die Aufdeckung sexueller Verbrechen von Priestern, sowie jeder gesellschaftliche Protest gegen Beschlüsse der nationalkonservativen Regierung als neomarxistisch motivierte Attacken bedenkenlos zurückweisen lassen.

Konsequenzen für Kirche und Politik

Es scheint für Teile der Kirche sehr verlockend zu sein, in der gegenwärtigen Situation eine Analogie zu den Zeiten kommunistischer Herrschaft zu sehen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an ein Gespräch mit einem polnischen Bischof in den 1960er Jahren, in dem er sagte: „Gott erhalte uns die Kommunisten!“ Eine nur auf den ersten Blick überraschende Aussage. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, dass die klare Frontbildung für die Kirche von Nutzen sei und ihre innere Geschlossenheit garantiere – die entschiedene Ablehnung der atheistischen Ideologie des Marxismus-Leninismus, das Eintreten nicht nur für das Recht auf Glaubensfreiheit und pastorale Aktivitäten, sondern auch für die Wahrung der von Überfremdung bedrohten nationalen Identität. Die Wahrnehmung der im 19. Jahrhundert, in der Zeit der Teilungen des Landes unter den monarchischen Mächten der Habsburger, Hohenzollern und Romanows, ausgeprägten kirchlichen Rolle als rettender Schutz und Schirm der Nation auch in der sogenannten „Volksrepublik“ hatten zur Stärkung der Kirche und ihrer nationalen Autorität geführt. So konnte sie sich im europäischen Wendejahr 1989 gleichsam als Siegerin der Geschichte fühlen und glauben, nunmehr eine reiche Ernte einfahren zu können. Doch es kam anders. Durch ihren Triumphalismus geblendet, fiel es ihr äußerst schwer, sich auf die neue, nunmehr demokratische Ordnung einzulassen. Für sie brach vielmehr eine an religionspolitischen Konflikten reiche Zeit an. Zudem spiegelte sich der zunehmende gesellschaftliche Pluralismus auch in unterschiedlichen innerkirchlichen Strömungen und machte kirchliche Entscheidungsfindungen komplizierter und anfechtbarer.

Angesichts dieser in Zusammenhang mit der demokratischen Entwicklung Polens gemachten Erfahrungen liegt die Versuchung nahe, kirchliche Probleme wie der deutliche Rückgang sonntäglicher Gottesdienstbesucher sowie der Priester- und Ordensberufe, die zunehmende Zahl an Kirchenaustritten, die wachsende Kritik an Stellungnahmen der Kirchenleitung, ja selbst die sexuellen Verfehlungen von Klerikern auf schädliche westliche Einflüsse zurückzuführen. Dies verstärkt die Mentalität einer belagerten Festung. Daraus resultiert auch die übertriebene Bedeutung, die den als kirchenfeindlich ausgemachten, unter dem Begriff des Neomarxismus gebündelten Phänomenen beigemessen wird. Unter diesen Voraussetzungen sind von der polnischen Kirche keine Reformbemühungen zu erwarten, wie sie von Papst Franziskus angeregt und in Deutschland durch den „synodalen Weg“ in Angriff genommen werden.

Zu dieser kirchlichen Grundeinstellung passt die Affinität zur regierenden Kaczyński-Partei. Dies wurde u. a. kurz vor den Präsidentschaftswahlen deutlich, als der Vorsitzende der Bischofskonferenz, der Posener Erzbischof Stanisław Gądecki, erklärte, die Kirche dürfe sich in politische Angelegenheiten nicht einmischen, dann aber die aus ihrer Sicht wünschenswerten Kriterien auflistete, die vom künftigen Präsidenten zu erfüllen seien und die allesamt auf Andrzej Duda zutrafen, was denn auch von Kommentatoren als deutlicher Fingerzeig gewertet wurde, ihn wiederzuwählen. Wie stark diese Affinität auch auf Seiten der regierenden PiS ausgeprägt ist, zeigt beispielsweise eine Äußerung von Kaczyński auf einem Parteikonvent Anfang des Jahres: „Der westlich unserer Grenzen andauernde Prozess ist ein Prozess der Vernichtung der Fundamente all dessen, was über viele Jahrhunderte die christliche Zivilisation geschaffen hat. [...] Selbst wer nicht gläubig, aber persönlich kein Feind des Glaubens ist, denn solche gibt es in Polen, der muss sich darüber klar sein, dass ein Angriff auf diese Fundamente, die die Grundlage dieser Zivilisation und des Polentums bilden, ein besonders gefährlicher Angriff ist, der das gesamte soziale Netz vernichtet, all das, was den Bestand Polens sichert.“ Entsprechend spielen denn auch in Politik und Gesetzgebung der PiS-Regierung die

unter dem Begriff des Neomarxismus zusammengefassten Elemente eine gewichtige Rolle: Im Zuge der Kampagne gegen sexuelle Minderheiten haben sich zahlreiche von PiS regierte Städte und Gemeinden zu „homosexuellfreien Zonen“ erklärt; während der Zeit herrschender Pandemie, in der jede Versammlung verboten ist und daher öffentliche Proteste unmöglich sind, wurde vom Sejm ein verschärftes Abtreibungsgesetz verabschiedet, das einen Schwangerschaftsabbruch selbst für den Fall untersagt, dass die Leibesfrucht unheilbar geschädigt ist; und einer schulischen Sexualkunde wird, ohne sich überhaupt auf eine Diskussion um das Für und Wider einzulassen, der Kampf von keinem Geringeren als dem polnischen Premier Morawiecki angesagt, der im November 2019 erklärte: „Wer Kinder ideologisch vergiftet, sie von ihren Eltern trennen will, wer die Familienbande zerschneiden möchte, wer ohne dazu aufgefordert zu sein, in die Schule eindringt und ideologische Lehrbücher verfasst, der will in Polen einen Kulturkampf vom Zaune brechen. Diesen Krieg wird es nicht geben. Dazu lasse ich es nicht kommen. Und sollten sich solche finden, die ihn ausrufen, dann sind wir es, die ihn gewinnen.“

Mit Beginn ihrer Regierungsübernahme betreibt PiS eine Politik, die den Anschein erweckt, es würde nicht weniger auf dem Spiel stehen als das Fundament, auf dem das Vaterland basiert. Neomarxistische Kräfte würden seine Vernichtung anstreben. Auf diese Weise wird eine ins äußerst Bedrohliche gesteigerte Schwarz-Weiß-Malerei zum Erklärungsmodell einer komplizierter gewordenen Welt. Und das ermöglicht einen Radikalismus der Unterscheidung in gute und schlechte Polen, bedingt eine polarisierende Spaltung der Gesellschaft in Freund und Feind, verleitet zu einer aggressiven Sprache, unterminiert die Demokratie und rechtfertigt die Entwicklung zu einem autoritären System.

Wie lange die Mehrheit der Bevölkerung für dieses Angst weckende und Emotionen schürende Erklärungsmodell empfänglich bleibt, so lange werden wohl die Nationalkonservativen ihre Wahlen gewinnen und keine Veranlassung haben, von ihrem eingeschlagenen Weg abzuweichen.

Theo Mechtenberg

Die Geschichte einer nicht stattgefundenen Präsidentschaftswahl

Um Beschlüsse im Kampf gegen die Corona-Pandemie zu fassen, trat der Sejm am 28. März zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Der Plenarsaal war nur schwach gefüllt. Viele Abgeordnete waren von daheim digital zugeschaltet. Die Regierung legte den von ihr erarbeiteten Rettungsschirm vor. Er hätte die Grundlage für ein parteiübergreifendes Handeln im Kampf gegen die COVID-19 sein können. Doch diese Chance wurde vertan. Und dies nicht nur deswegen, weil die nationalkonservative Mehrheit der Vereinigten Rechten aus „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) und den beiden kleineren Parteien „Solidarisches Polen“ und „Verständigung“ sämtliche Verbesserungsvorschläge der Opposition zurückwies, sondern vor allem, weil sich um 2.00 Uhr in der Nacht zeigte, dass die Regierung mit ihrem Gesetzespaket eine Änderung der Wahlordnung verbunden hatte, die für die Präsidentschaftswahl am 10. Mai die Möglichkeit einer Briefwahl vorsah.

Warum unbedingt der 10. Mai?

Dass PiS unbedingt am 10. Mai die Bürgerinnen und Bürger zu ihrem Urnengang nötigen möchte, hat einen einzigen Grund – die sichere Wiederwahl von Präsident Andrzej Duda unter den Bedingungen der Corona-Krise im ersten Wahlgang. Er ist der Mann, auf den die Nationalkonservativen ihre Hoffnung setzen. Duda hat schließlich in seiner bisherigen Amtszeit immer die vom Sejm beschlossenen Gesetze, zumal die zur höchst fragwürdigen Justizreform, bereitwillig unterschrieben, und daran dürfte sich auch in Zukunft unter seiner Präsidentschaft nichts ändern. Umfragen zeigen zudem, dass er mit 64% der Stimmen rechnen kann, so dass eine Stichwahl vermieden würde, die das Risiko in sich birgt, dass bei Unterstützung durch die gesamte Opposition der Gegenkandidat

bzw. die Gegenkandidatin Duda noch schlagen könnte. Mit der Wiederwahl von Andrzej Duda am 10. Mai, so das Kalkül von Kaczyński, sei seine unangefochtene Macht für weitere Jahre gesichert.

Während Kaczyński trotz des Ausbruchs der Corona-Krise unbeirrt am 10. Mai festhielt, hat die Opposition ebenso kompromisslos die Verlegung der Wahlen auf das Ende der Pandemie gefordert. Und das nicht allein aus Gründen gesundheitlicher Gefährdung. Schließlich konnten ihre Kandidaten angesichts der stark eingeschränkten Bewegungs- und Versammlungsfreiheit monatelang keinen Wahlkampf führen, während Duda – natürlich nicht als Wahlkämpfer, sondern in seiner Funktion als regierender Präsident - im Kampfanzug durch das Land fuhr, dazu ständig im staatlichen Fernsehen zu sehen war und sich als Retter der Nation vor COVID-19 stilisierte. Ein höchst unfairer Wahlkampf also. Unter diesen Umständen die Wahl am 10. Mai stattfinden zu lassen, würde sie zu einer politischen Farce machen und der aufgrund der Justizreform ohnehin bereits geschädigten Demokratie in Polen weiteren Schaden zufügen.

Darauf hat im Übrigen Adam Bodnar, der Beauftragte für die Wahrung der Bürgerrechte, in einem Schreiben an den Chef des staatlichen Fernsehens TVP verwiesen. Darin beruft er sich auf eine Erklärung der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, die unter den gegebenen Umständen die Präsidentschaftswahlen für unvereinbar mit den internationalen Standards hält. Dies zeigt ein Vergleich der Sendezeiten: Während im März für die Wahlkommissionen der Oppositionskandidaten lediglich etwas über 40 Minuten zur Verfügung standen, waren es für Präsident Duda und seine Kanzlei insgesamt mehr als 20 Stunden. Damit betreibe TVP eine einseitige Kampagne für Dudas Wiederwahl.

Briefwahl für Senioren

Die Änderungen der Wahlordnung vom 28. März dienten allein dazu, die von der Opposition geforderte Verschiebung des Wahltermins als grundlos zu erweisen. Für Wählerinnen und Wähler in Quarantäne und über 60 Jahren sehen sie eine Briefwahl vor, die es sonst im polnischen Wahlrecht nicht gibt. Damit wäre deren Teilnahme an der Wahl gesichert und bei Be-

achtung sonstiger Vorsichtsmaßnahmen eine Ansteckungsgefahr nicht gegeben. Eine höchst leichtfertige Annahme! Dass die Änderung der Wahlordnung zudem verfassungswidrig ist, scheint PiS nicht zu stören. Die ermöglicht nämlich Änderungen der Wahlordnung nur bis zu einem halben Jahr vor dem Wahltermin. Außergewöhnliche Situationen verlangen eben außergewöhnliche Entscheidungen . . .

Die Opposition durchschaute natürlich dieses Spiel und reagierte empört: PiS mache aus dem Sejm einen „Zirkus“, so ein Abgeordneter der Bürgerplattform (PO), der sich für diese Aussage einen Verweis einhandelte. Die Wogen gingen hoch, die Wut in den Reihen der Opposition wuchs. Jarosław Kaczyński sah sich persönlichen Angriffen ausgesetzt: „Ihr Vorschlag ist so, als würden sie mit den nächsten Gesetzen Polen geradewegs wieder zur Volksrepublik machen.“ Und der Präsidentschaftskandidat der Linken sprach von „Schande“ und betonte, für dieses gemeine Spiel würden die Polen den Preis zu zahlen haben. „Über Leichen zur Macht.“

Ablehnung durch den Senat

Alle Proteste nutzten nichts. Die Änderungsvorschläge der Opposition wurden wie gewohnt abgelehnt, das Gesetzespaket mit der PiS-Mehrheit beschlossen. In Kraft war es damit noch nicht. Als nächstes nahm der Senat, in dem die Opposition über eine knappe Mehrheit verfügt, Stellung. Er ließ keine unnötige Zeit verstreichen und trat bereits am 30. März zusammen. Zunächst sprach der vom Senatsmarschall Grodzki eigens eingeladene Premier Morawiecki. Der bat die Senatoren um unverzügliche Annahme des Rettungsschirms und betonte den Ernst der Lage, die dringliches Handeln erfordere. Frühere Aussagen, man sei gut vorbereitet und habe alles unter Kontrolle, versagte er sich. Doch die Senatoren kamen mehrheitlich seiner Bitte nicht nach. Als erstes verlangten sie, dass sämtliche Artikel, die nicht direkt die Corona-Krise betreffen, aus dem Rettungsschirm gestrichen werden. Das bedeutete die strikte Ablehnung des von Kaczyński ausgeheckten Plans, den 10. Mai als Wahltermin durch Änderungen der Wahlordnung unbedingt einzuhalten. Auch zu den unmittelbar dem Kampf gegen das Corona-Virus dienenden Bestimmun-

gen erteilte der Senat nicht einfach seinen Segen. Er nahm vielmehr an dem Gesetzespaket zahlreiche Änderungen vor. Mit seinen Vorschlägen ging der Senat noch über das Finanzvolumen hinaus, das die Regierung für die Bewältigung der medizinischen und absehbaren wirtschaftlichen Krise vorgesehen hat.

Am 31. März befasste sich der Sejm mit der Stellungnahme des Senats. Wie nicht anders zu erwarten, wurde sie von der über die absolute Mehrheit verfügenden Nationalkonservativen zurückgewiesen. Und dies ganz entsprechend ihrer Maxime, dass in der Demokratie einzig und allein der Wahlsieger das Sagen hat. Dass auch die Opposition die Möglichkeit erhalten muss, ihren Beitrag zur Gestaltung der Gesellschaft zu leisten, das wird seit langem von der Kaczyński-Partei ignoriert.

Briefwahl für alle

Doch es ging am letzten Märztag nicht nur um diese Zurückweisung der Stellungnahme des Senats. Es ging auch um eine weitere Veränderung der Wahlordnung. Statt angesichts des in der Gesellschaft wachsenden Widerstandes gegen den Wahltermin endlich seiner Verschiebung bis nach der Pandemie zuzustimmen, machte die Regierung nun den überraschenden Vorschlag einer allgemeinen Briefwahl. Überraschend nicht nur deswegen, weil die polnische Wahlordnung keine Briefwahl vorsieht, sondern auch, weil Kaczyński sich noch 2018 gegen die Möglichkeit von Briefwahlen ausgesprochen hat, denn sie könnten zu Stimmenkauf und Wahlfälschungen führen. Nun musste die Pandemie zur Begründung herhalten: Keine Wählerin und kein Wähler müsse außer Haus gehen, um ein Wahllokal aufzusuchen, womit die Gefahr einer Ansteckung durch das Corona-Virus gebannt sei. Damit setzte sich die Kaczyński-Partei erneut über alle rechtlichen Bedenken hinweg, ganz abgesehen von der Bewältigung des organisatorischen Aufwands in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit und der Ansteckungsgefahr für und durch die Helfer sowie für die Wählerinnen und Wähler auf ihrem Weg zu den Briefkästen.

Konflikt im Regierungslager

Die Reihen von PiS waren in dieser Frage nicht so geschlossen, wie dies nach außen

den Anschein hatte. Es gab durchaus einige ihrer Politiker wie Premier Morawiecki und Gesundheitsminister Łukasz Szumowski, die wegen der Pandemie das Festhalten am 10. Mai kritisch sahen. Und wie wolle man im Falle der Wahlen die Quarantäneauflagen begründen? Hier stünde die Glaubwürdigkeit der Regierung auf dem Spiel. Doch, wie auch sonst, genügte ein Machtwort von Kaczyński, um die parteiinternen Kritiker zum Schweigen zu bringen.

Das politische Spiel von Jarosław Gowin

Nicht so Jarosław Gowin, Chef der mit PiS verbundenen Partei „Verständigung“ und Minister für Wissenschaft und Bildung. Er lehnte den von Kaczyński ausgeheckten Plan entschieden ab und unterbreitete einen eigenen Vorschlag: Durch eine Verfassungsänderung solle die Amtszeit von Präsident Duda auf sieben Jahre verlängert werden, also ohne dass jetzt eine Wahl stattfindet bis in das Jahr 2022. Seine Wiederwahl sei dann allerdings nicht mehr möglich. Um die für eine Verfassungsänderung erforderliche Zweidrittelmehrheit zu garantieren, suchte Gowin das Gespräch mit der Opposition. Doch in Ermangelung einer Vertrauensbasis scheiterte dieser Versuch.

Für Gowin stellte sich damit die Frage, entweder den von ihm abgelehnten Plan von Kaczyński nun doch zu unterstützen oder bei seiner Ablehnung des 10. Mai als Termin der Präsidentschaftswahlen zu bleiben. Er entschied sich für Letzteres. Damit drohte für PiS die Gefahr, Gowin könne mit seinen Leuten die Koalition verlassen, wodurch PiS ihre absolute Mehrheit verlieren und eine Regierungskrise heraufbeschworen würde. Kaczyński hoffte auf Gowins Gesinnungswandel und vertagte die Entscheidung über sein erneutes Projekt auf den 3. April.

Am frühen Morgen des 3. April hatte Jarosław Kaczyński nochmals in einer Radiobotenschaft seine Position vertreten, die Präsidentschaftswahl am 10. Mai per allgemeine Briefwahl stattfinden zu lassen. Verantwortlich für ihre Durchführung solle die Post sein. Dies würde bedeuten, dass den Briefboten die Last der Zustellung der Wahlunterlagen für die rund 30 Millionen wahlberechtigten Bürger und Bürgerinnen zu tragen hätten; eine kaum zumutbare

und organisatorisch schwer zu bewältigende Aufgabe.

Auf der anschließenden Sejmsitzung sprach sich, wie angekündigt, die Partei von Gowin gegen den 10. Mai als Wahltermin aus. Einer ihrer Abgeordneten verglich das rechte Regierungsbündnis mit einem Dreimaster. Der höchste Mast sei ohne Frage PiS, aber die kleineren Masten, die Partei von Ziobro „Solidarisches Polen“ sowie die von Gowin geführte „Verständigung“ seien auch notwendig, damit das Schiff manövrierfähig bleibe. Daher müsse der Vorschlag von Gowin ernsthaft in Erwägung gezogen werden. Im Übrigen verdiene es Präsident Duda nicht, dass ihm eine zweite Amtszeit unter der fragwürdigen Beibehaltung des Wahltermins gewährt werde.

Doch Kaczyński gab sich nicht geschlagen. Die Abstimmung über seinen Vorschlag sollte drei Tage später erfolgen. Die Sejmsitzung am 6. April brachte dann gleich zwei Überraschungen: Die erste betraf den Rücktritt von Jarosław Gowin als Vizepremier und Minister für Wissenschaft und Bildung, nicht aber als Vorsitzender seiner Partei „Verständigung“. Doch er verzichtete auf den Fraktionszwang, um die Stabilität der Regierung nicht zu gefährden, so dass seine 18 Abgeordneten frei waren, für das Projekt zu stimmen.

Die Regierung begründete das Kaczyński-Projekt einer allgemeinen Briefwahl am 10. Mai unter Hinweis auf die Kommunalwahlen in Bayern, bei denen die Stichwahl wegen der Corona-Bedrohung per Briefwahl erfolgt war. Warum sollte man in Polen nicht das machen, was in Bayern gut gelaufen sei? Doch der Vergleich hinkt: Die Briefwahl in Bayern betraf nicht rund 30 Millionen Wählerinnen und Wähler, sondern lediglich eine Million – ein gewaltiger Unterschied!

Die zweite Überraschung war das Abstimmungsergebnis: 228 Abgeordnete des Regierungslagers hatten für, 228 gegen den Gesetzesentwurf gestimmt, der damit aufgrund der Pattsituation abgelehnt worden war. Erstmals war ein von Kaczyński gewolltes Gesetz im Sejm gescheitert, was die Abgeordneten der Vereinigten Rechten mit Bestürzung, die der Opposition mit Applaus bedachten.

Doch Kaczyński ließ nicht locker. Für den Abend wurde eine erneute Sejmsitzung anberaumt. Die Zwischenzeit nutzte PiS, um

jene Abgeordneten zu mobilisieren, die aus unterschiedlichen Gründen der Sitzung fern geblieben waren und nun aufgefordert wurden, ihre Stimme elektronisch abzugeben. So wurde am Ende doch das Briefwahlgesetz in etwas abgeänderter Form mit einer Mehrheit von 230 zu 224 Stimmen angenommen. Eine Klausel sieht eine zeitnahe Verschiebung des Wahltermins vor, sollte die gesundheitliche Bedrohungslage dies nahelegen. Die Entscheidung darüber liege beim Gesundheitsminister, der selbst von Beruf Arzt ist.

Die Bedenken bleiben, Prüfung des Gesetzes durch den Senat

Doch damit war über Termin und Art der Präsidentschaftswahl immer noch nicht die letzte Entscheidung gefallen. Denn das vom Sejm verabschiedete Gesetz lag nun beim Senat. Und Senatsmarschall Grodzki ließ wissen, der Senat würde es durch eine eigene Kommission gründlich auf seine Verfassungsmäßigkeit und praktische Durchführbarkeit prüfen. Und das werde dauern. 30 Tage stehen dem Senat verfassungsmäßig dazu zur Verfügung. Diese Zeit wurde voll genutzt, so dass für eine Wahl am 10. Mai nur wenige Tage verblieben.

Dass der Senat das Gesetzesprojekt ablehnen würde, war keine Überraschung, hatte doch Grodzki seine grundsätzlichen Bedenken bereits im Vorfeld betont: „Wenn die Erfüllung des Aktes einer demokratischen Wahl mit der Bedrohung der eigenen und der fremden Gesundheit sowie des Lebens verbunden ist, dann muss man sich – insbesondere in unserer mitteleuropäischen und christlichen Kultur – die Frage stellen, was wichtiger ist: das Leben und die Gesundheit der Menschen oder der Wahlakt.“ Am 29. April legte die Kommission dem Senat ihre umfassenden Ergebnisse vor, die aufgrund der Vielzahl rechtlicher Einwände die Zurückweisung des Projekts nahelegten. Doch die PiS-Senatoren hörten sich dies erst gar nicht an. Sie verließen geschlossen den Saal – auch ein Zeichen für das Demokratieverständnis der Nationalkonservativen.

Am 6. Mai fand im Senat die abschließende Debatte zu der von der Senatskommission erarbeiteten Stellungnahme statt. Diese mahnte keine Verbesserungen an, sondern sprach sich angesichts der Vielzahl juristischer Fehler für die Ablehnung des Geset-

zesentwurfs zur Gänze aus. Als Alternative schlug sie vor, die Regierung möge den Katastrophenfall ausrufen, wonach es, solange er andauert, keine Wahlen geben würde und nach seinem erklärten Ende eine Frist von 60 Tagen für den Wahlkampf einzuräumen sei. Eine Forderung, die im Übrigen immer wieder im Verlauf der Diskussion von der Opposition erhoben worden war. Die PiS angehörenden Senatoren versuchten durch Anträge zur Geschäftsordnung und Einbringen von Eilanträgen die Debatte so lange zu führen, bis die Frist abgelaufen wäre, in der die Stellungnahme beim Sejm vorliegen musste. Doch ihre Rechnung ging nicht auf. Die Abstimmung fand statt, und der Gesetzesentwurf der Regierung wurde mit deutlicher Mehrheit abgelehnt.

Die letzte Wende der Ereignisse

Mit Spannung wurde der 7. Mai erwartet, der Tag der Abstimmung über die Stellungnahme des Senats. Würden Gowin und seine Abgeordneten der Auffassung des Senats beipflichten, damit den Gesetzesentwurf zur Briefwahl am 10. Mai ablehnen und eine Regierungskrise heraufbeschwören? Oder würde es Kaczyński gelingen, Gowin und seine Leute doch noch umzustimmen? Würde PiS am Ende die nötige Mehrheit erhalten, um die Stellungnahme des Senats zurückzuweisen und ihren Gesetzesentwurf durchzubringen?

Es wurde ein Tag neuerlicher Überraschungen. Mit 236 zu 213 Stimmen bei 11 Enthaltungen wurde vom Sejm die Stellungnahme des Senats zurückgewiesen. Das Gesetz zur allgemeinen Briefwahl am 10. Mai hätte damit unverzüglich an Präsident Duda weitergeleitet werden können, und der hätte es mit seiner Unterschrift drei Tage vor den Wahlen in Kraft gesetzt. Doch dazu kam es nicht.

Kaum einer glaubte zu diesem Zeitpunkt noch daran, dass die Präsidentschaftswahlen tatsächlich drei Tage später stattfinden würden. Zu groß war der Widerstand in der Gesellschaft. Nach Umfragen gaben 80% an, wegen der Corona-Epidemie am 10. Mai nicht zu wählen. Angesehene Juristen stellten die Rechtmäßigkeit der Wahlen in Frage. Die Staats- und Ministerpräsidenten der vergangenen Jahrzehnte riefen zum Boykott auf. Auch die Bischofskonferenz hatte sich am 3. Mai, dem Staatsfeiertag in

Erinnerung an die polnische Verfassung von 1791, der ersten Europas, zu Wort gemeldet. Im Namen der im Nationalheiligtum der Schwarzen Madonna in Tschenschostochau versammelten Hierarchen erklärte ihr Vorsitzender Stanisław Gądecki, die Wahlen müssten rechtlich zweifelsfrei und unter Beachtung der in einer demokratischen Gesellschaft verbindlichen Prinzipien verlaufen.

Jarosław Kaczyński hatte sich, so muss man wohl die Situation am 7. Mai werten, mit seinem unbeirrten Festhalten am 10. Mai verrannt, und nun war für PiS guter Rat teuer, wie ihr Chef aus der selbst gestellten Falle wieder herausfinden konnte. Zu Hilfe kam ihm ausgerechnet Jarosław Gowin, den man schon als „Verräter“ abgeschrieben hatte. Er traf sich erneut mit Kaczyński, und beide vereinbarten in der Nacht vom 6. zum 7. Mai einen, wenngleich fragwürdigen, Deal. Am Morgen traten sie dann mit einer Erklärung vor die Presse: „In Verbindung mit der Zurückweisung sämtlicher konstruktiven Vorschläge zur Ermöglichung der diesjährigen Präsidentschaftswahlen zum verfassungsmäßigen Termin seitens der Opposition erarbeiteten die Parteien „Recht und Gerechtigkeit“ sowie Jarosław Gowins „Verständigung“ eine Lösung, welche den Polen die Möglichkeit zur Teilnahme an den demokratischen Wahlen garantiert.“

Die Erklärung beginnt mit einer dreisten Lüge, denn nicht die Opposition, sondern PiS hatte die einzig konstruktive Lösung zurückgewiesen, nämlich die Ausrufung des Katastrophenfalls mit den für die Präsidentschaftswahl verbundenen Konsequenzen. Nun sollte auf das anmaßende Geheiß beider das Oberste Gericht die Wahlen am 10. Mai, die gar nicht stattfanden, für ungültig erklären und damit den Weg für Neuwahlen freimachen. Die sollen unter Einhalten der 60-Tage-Frist für den Wahlkampf, baldmöglichst, etwa Ende Juli oder Anfang August, als allgemeine Briefwahl stattfinden. Dazu sollte das Gesetz über die Briefwahl überarbeitet werden. Auch neue Kandidaten könnten sich bewerben, vorausgesetzt sie legen die erforderliche Anzahl von Unterschriften vor. Auf diese Weise wahrte Kaczyński sein Gesicht und erreichte dennoch sein Ziel, nämlich die Wahl des Präsidenten während der Pandemie, womit sich weiterhin die Chance

bietet, dass Duda im ersten Wahlgang wieder gewählt und das Risiko einer Stichwahl vermieden wird.

Die Kritik an diesem Deal ließ nicht lange auf sich warten. Führende Juristen sind der Meinung, dass er rechtlich kaum Bestand hat und für die Demokratie ein Hohn sei. Er offenbare vielmehr ein autoritäres System, das auf dem Willen eines einzigen Mannes basiere, der über den Staat und seine Funktionen entscheidet – Jarosław Kaczyński. Da wundert es nicht, dass im internationalen Ranking noch vor diesem Deal die polnische Demokratie als nur „bedingt konsolidiert“ heruntergestuft wurde.

Der folgende Beitrag hat mich sehr erfreut, da ich schon immer daran Anstoß genommen habe, dass Jesus oder die neutestamentlichen Schreiber ein so schiefes und absurdes Bild (ein Kamel durch ein Nadelöhr) benutzt haben sollten. Jetzt ist das überzeugend korrigiert, zugleich wird deutlich, dass der Koran (besser: manche koranische Texte), tief in der christlichen Tradition verwurzelt ist. (Karl-Heinz Ohlig)

Robert M. Kerr

„Lost in Translation“

Mancher Leser wird mit dem italienischen Sprichwort „Traduttore, traditore“, der Übersetzer ist ein Verräter – oder ein Interpret (?), vertraut sein. Hierfür kann es verschiedene Gründe geben, oft ist es schwer, eine jeweilige Begrifflichkeit, einen bestimmten Ausdruck usw. genau so verständlich in eine andere Sprache, die somit in einer anderen Lebenswelt beheimatet ist, genau wiederzugeben. Ein schönes Beispiel liefert die Anekdote eines alten Lehrers meiner Sekundärstufe, ein Jesuit, der in seinen jungen Jahren Missionspriester im Norden Kanadas war; in seinen arktischen Predigten, so erzählte er, sprach er nie vom „Lamm Gottes“ sondern nur vom „Seehund Gottes“, eine dynamische und keine wortwörtliche Übertragung, da Inuktitut viel-

leicht fünfzig Worte für Schnee vorweist, Lämmer hingegen sind wohl eher selten (wie er aber Psalm 23 behandelte, erfuhren wir nie!). Gelegentlich können ideologische Motive eine Rolle spielen, so wurde das berühmte Lied des Gefangenenchores Va, pensiero, sull'ali dorate („Flieg, Gedanke, auf goldenen Schwingen“), also eine Um-dichtung von Psalm 137, 1940 ins Deutsche dem Zeitgeist entsprechend arisiert, oder besser entjudaisiert, also ägyptisiert, z.B.:

Del Giordano le rive saluta,
di Sionne le torri atterrate...
O mia patria sì bella e perduta!
O membranza sì cara e fatal!

Grüß die heilige Flut uns' res Niles,
grüße Memphis und seinen Sonnentempel!
Teure Heimat, wann seh' ich dich wieder,
dich, nach der mich die Sehnsucht verzehrt

Selbst aber getreue Übersetzungen benachbarter Sprachen, deren Sprecher vieles teilen, wie z.B. das Französische und das Deutsche, können Schwierigkeiten verursachen, bzw. hinterlassen einen ganz anderen Eindruck, wie z.B. die unterschiedliche Rezeption Ernst Jüngers in diesen beiden Ländern – die Sprache zu übersetzen ist ein Ding, Gefühl und Kultur ein ganz anderes. Dies gilt umso mehr für übersetzte Werke antiker Sprachen, wie jeder Gymnasiast, trotz guter Lexika und Grammatiken, weiß. Bei Sprachen aber, die in Vergessenheit gerieten und erst später wieder ausgegraben wurden, also ohne beständige Überlieferung, wie z.B. das Akkadische oder das Sumerische, ist die moderne Ausgangslage natürlich viel schwieriger.

Bei Übersetzungen von für ‚heilig‘ erklärten Texten, wo der genaue inspirierte Wortlaut Gottes übermittelt werden soll, kann eine Übertragung brisant sein (weswegen der Islam, offiziell zumindest, auf Koranübersetzungen gänzlich verzichtet), da diese schwerwiegende theologische Folgen haben können. Ein berühmtes Beispiel ist die „Jung(e)Frau“ in Jesaja 7,14, hebräisch (*hā-*) *almāh* ist eine ‚junge Frau‘, in der Septuaginta aber wurde dies als eine Jungfrau (*παρθένος*; vgl. Parthenon) verstanden, der christlichen Parthenogenese Lehre Ursprung (Matthäus 1,23, Lukas 1,34ff.), vom Judentum abgelehnt: die Targume geben das hebräische Wort mit dem etymologisch verwandten Begriffe *lymt* ‚Mäd-

chen“ wieder, vergleichbar mit den von späteren Juden bearbeiteten griechischen Bibelübertragungen (νεῦνις), die christliche Übersetzung ins syro-aramäische hingegen erwartungsgemäß „Jungfrau“ (*būltā*). Die Kontroverse hält bis heute an, wie die Kritik an der Wahl der jüngsten Bearbeitung der Lutherbibel für „junge Frau“ verdeutlicht. Vergleichbare Beispiele gibt es zuhauf.

Bei dem Koran und bei Koranübersetzungen kommt dieses Problem natürlich auch vor, obwohl dies von muslimischer (sowie manch islamologischer) Seite meistens verneint wird. Nichtsdestotrotz wird dem großen Publikum deutlich, zumindest seit dem Erscheinen von Chr. Luxenbergs Buch *Die syro-aramäische Lesart*, dass der Koran sehr viele ‚dunkle‘ Passagen, unverständliche Ausdrücke und undeutliche Worte aufweist – der Verf. hat zusammen mit M. Kropp in vorigen Ausgaben dieser Zeitschrift einige Beispiele hiervon geboten. Ein Grund hierfür ist die Tatsache, dass der theologische Wortschatz des Koran größtenteils aus dem syro-aramäischen entlehnt ist, eine wichtige Schrift- und Liturgiesprache, u.a. der nicht-chalcedonischen arabischen Christen während der syro-mesopotamischen Spätantike –, zu vergleichen in etwa mit der Rolle des Lateinischen im europäischen Mittelalter; darum entstammen auch in den westeuropäischen Sprachen viele theologische Begriffe aus dieser Sprache. Weil aber die philologische Bearbeitung des Koran noch nicht so weit gediehen ist, bleibt ein historisches Wörterbuch des Arabischen, wie es etwa beim Bibelhebräischen oder Griechischen der Fall ist, ein lang ersehntes Desiderat. Zudem werden die bisher gemachten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse durchweg vom Islam, aber auch von islamischen Studiengängen an öffentlichen deutschen Universitäten, gemeinhin nicht beachtet: islamische Lexikologie bekleidet sich wie des Kaisers neue Kleider, und so findet die vergleichende Wortkunde des Koran kaum Resonanz, was hingegen bei Kennern zuweilen sanftes Lächeln wegen unzulänglicher Übersetzungen bereitet. Ein schönes Beispiel ist das arabische Wort *sakinā* „innere Ruhe, Gelassenheit“. Obwohl diese Bedeutung (von einer Verbalwurzel *sakana* „ruhig sein, werden“, vgl. modern arabisch *musakkin* „Schnuller“ und „Beruhigungs-

mittel“, aber auch „bewohnen, zusammenwohnen“, *sakinā* „Heim“) möglich ist (eigentlich aber *sukūn*), führt diese Bedeutung zu einem unzutreffendem Verständnis koranischer Textpassagen, so z.B. Sure 2,248:

„Und ihr Prophet sagte zu ihnen: ‚Das Zeichen seiner Herrschaft ist, dass die Bundeslade zu euch kommen wird; in ihr ist *innere Ruhe* von eurem Herrn und ein Rest von dem, was die Sippe Mosis und die Sippe Aarons hinterließen, getragen von Engeln. Darin soll wahrlich ein Zeichen für euch sein, wenn ihr gläubig seid.“

Augenscheinlich ist mit dieser Übersetzung nichts falsch, sie gibt einen Sinn (auch 9,26,40; 48,4,18, 26). Wenn man aber bedenkt, dass dieser Vers biblisch anmutet, vgl. etwa Exodus 25,22:

„Dort will ich mit dir zusammenkommen und mit dir reden von dem Sühnedeckel herab, zwischen den beiden Cherubim auf der Lade des Zeugnisses -, über alles, was ich dir für die Kinder Israel befehlen will.“ Hier ist eindeutig die Rede von der vermeintlichen Anwesenheit Gottes, nicht seiner Ruhe. Im nachbiblischen Hebräischen wird dies mit dem Begriff *šekinā*² angedeutet (von derselben Wurzel wie die gerade erwähnte arabische, mit vergleichbarer Semantik), ein rabbinischer Terminus technicus (vgl. z.B. im Talmud *Schabbat* 67a „der Heilige hat seine göttliche Gegenwart unter Euch wohnen lassen“) für die anwesende Gegenwart Gottes also, der dann ins Syro-Aramäische in dieser Bedeutung entlehnt wurde (u.a. auch für andere Götter, Dämonen und Reliquien). Diese Wurzel ist semitisch im Sinne von „sich niederlassen“ (> „Ruhe finden“) gut bezeugt (auch hebräisch, akkadisch, phönizisch), aber die spezifische Nuance, bezogen auf den Aufenthaltsort der Gegenwart Gottes bei den Menschen, die man auch in diesen koranischen Abschnitten erwartet, ist nicht arabisch, sondern letztendlich hebräisch. Hier aber haben wir es jedoch m.E. nicht mit jüdischem Einfluss zu tun, sondern mit christlichem. Der Grund dieser Annahme ist die koranische Wendung „und ein Rest von dem, was die Sippe Mosis und die Sippe Aarons hinterließen“ (*wabaqiyyatun mim-mā taraka ālu mūsā waālu hārūna*) – in den alttestamentlichen Beschreibungen des Inhalts der Bundeslade (Exodus 16,32-34; 25,10-16; 30,1-6; Numeri 17,23-25; Deute-

ronomium 10,3-5) wird höchstens impliziert, dass ein Gefäß mit einem Gomer Manna als Exoduserinnerung in ihr zurückgelegt wurde, keine Souvenirs jedoch von Mose oder Aaron. Biblisch gesehen passt diese Beschreibung am Besten zu der des Hebräerbriefes, 9,4-5:

„und die Bundeslade, allenthalben mit Gold überzogen, und in dieser war der goldene Krug mit dem Manna und die Rute Aarons, die geblüht hatte, und die Tafeln des Bundes; oben über ihr aber die Cherubim der Herrlichkeit, die den Sühnedeckel überschatteten.“

Hier sehen wir einen weiteren Hinweis darauf, dass die theologische Entstehungsumwelt der koranischen Autoren im syrischsprachigen Christentum zu verorten ist. Wohl später, im abbasidischen Irak, wo die koranische exegetische Tradition entstand, wurden die biblischen Parallelen und der Fremdwortschatz meistens nicht mehr als solche erkannt, das Wort wurde arabisch verstanden. Ob die Immanenz Gottes zur inneren Ruhe bzw. Gelassenheit führt, ist eine Frage, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Dass aber die Wurzeln des Islam in bestimmten christlich-autokephalen (mönchischen) Kreisen des spätantiken mittleren Ostens, von Arabern, die syrisch zumindest als liturgische Sprache benutzten, die u.a. sich zu einer anderen Christologie als die der chalzedonischen Reichskirche bekannten entstammten, kann man auch im Koran selber erkennen. Ein eindeutiges Beispiel, in islamischer Exegese und in Übersetzungen meistens verkannt, ist in zwei Versen zu finden. In 52,29 „So ermahne: du bist ja durch die Gunst deines Herrn weder ein Wahrsager noch ein Besessener“ und 69,42 „Und es sind auch nicht die Worte eines Wahrsagers.“ Hier sehen wir reine Polemik, man kann hier nur vermuten, dass die Entstehung dieses Verständnisses nicht auf Unkenntnis, sondern auf Absicht beruhte – der Besessene (arab. *Mağnūnun*) ist eigentlich einer, der die Dschinn (arab. *Ġinn*), vorislamisch eigentlich nur Naturgeister wie die *ginnayē* im Aramäischen oder römische *Genii*, verehrte, einer also, der dem Heidentum (seines Geisteszustandes ungeachtet) anhing. Der ‚Wahrsager‘ hier lautet auf arabisch *kāhin*. Dieses Wort dürfte den meisten Lesern als der jüdische Familienname *Cohen*

(hebr. *Kōhēn*) bekannt sein, eigentlich das hebräische Wort für Priester, ein Vermittler zwischen der Gotteswelt und den Menschen. Dem Alten Testament zufolge waren diese Cohen in der (vorgestellten) Frühzeit Orakelspender, so fragen die Daniten (Richter 18,5) den Priester Micah „Frage doch Gott, damit wir erfahren, ob unser Weg, den wir gehen, guten Erfolg haben wird“; auch David konsultiert zweimal einen Orakelspender im Zuge seiner Auseinandersetzungen mit den Philistern (I Samuel 23,2; 30,7f.). Aber diese Zeiten waren im 7. Jh. n. Chr. längst verfliegen, schon in späteren Zeiten des biblischen Israels waren Priester nicht so sehr Bewahrer einer Weihstätte, sondern der (als Heiligtum vorgestellten) Tora. Hinwiederum wurde dieser Fachbegriff ins Aramäische aus dem Hebräischen entlehnt und so ist *kāhen* (*kāhnā*) im Syrischen die gängige Bezeichnung für einen christlichen Priester, und diese klerikale Semantik wurde dann ins Arabische (wie auch ins Äthiopische, dieses Gebiet wurde von syrischen Mönchen bekehrt, und so, wie oben für das Arabische schon angedeutet, entstammt ein Großteil des theologischen Wortschatzes des Äthiopischen aus dem Syrischen) entlehnt, Wahrsager stellt einen semantischen Zuwachs dar. Antiklerikale Gesinnung bzw. sich gegen die kirchliche Hierarchie widersetzen ist kirchengeschichtlich betrachtet (vgl. etwa die englischen Lollarden und manche Reformatoren) nicht neu, – der Islam kennt ja keine klerikale Rangordnung, ja selbst keinen Klerus, also ist anzunehmen, dass sein Ursprung unter Gruppen des spätantiken Orients, die das Pfaffentum ablehnten und die zudem glaubten, das prophetische Zeitalter sei noch nicht zu Ende, wie z.B. die Messalianer, zu suchen ist (ihre Widersacher hielten sie für Spinner und Besessene). Dies wird bestätigt durch einen anderen Koranvers, 5,82:

„Du wirst ganz gewiss finden, dass diejenigen Menschen, die den Gläubigen am heftigsten Feindschaft zeigen, die Juden und diejenigen sind, die beigeesellen [etwas zu Allah; lese Trinität]. Und du wirst ganz gewiss finden, dass diejenigen, die den Gläubigen in Freundschaft am nächsten stehe, die sind, die sagen ‚Wir sind Christen‘. Dies weil es unter ihnen *Priester* und *Mönche* gibt und weil sie sich nicht hochmutig verhalten.“

Mit Mönchen werden hier wohl die Wüstenasketen gemeint, weit von jedem priesterlichen Hokuspokus entfernt. *Priester* (*qissīn*) aber, das islamisch-arabische Verständnis der Kommentarliteratur, hier ist die Ableitung von der Wurzel *qassa* „etwas (ver)folgen (z.B. die Bibel), (nach)streben“) verbreitet, die in den meisten Übersetzungen entsprechend wiedergegeben wird, ist wohl für die damaligen Verhältnisse falsch. Der Grund hierfür ist, dass wir wiederum mit einem syrischen Lehnwort zu tun haben, nämlich *qaššīš* „(Gemeinde)Älteste“ (von einer Wurzel *qšš* „alt werden“ abgeleitet), also *Presbyter*, die im Griechischen eine Lehnübersetzung des syrischen Begriffes darstellt. Erst später wurde dieser zum Priester, wie auch die arabischen Begriffe *qass*, *qiss*, *qissīs*. In diesem Koranvers wird deutlich unterschieden: Juden (eine Fortsetzung des weiterverbreiteten Antisemitismus vieler damaligen Christen) mitsamt Beigeseller (d.h. trinitätsbekenkende Christen, hier sind wohl hauptsächlich die Priester der Reichskirche gemeint) gegenüber den „wahren Christen“ (also die [späteren] Muslime), vertreten durch Älteste und Mönche.

Öfters gelten solche auf den Koran und den Islam bezogene Forschungsergebnisse komischerweise als ‚kontrovers‘ bzw. ‚revisionistisch‘. Letztendlich entstammt der Koran einer längst verflossenen Zeit in einer nunmehr häufig kaum verständlichen Sprache – ein moderner Araber versteht sie wie eine moderner Deutscher die Minnelieder des Meinloh von Sevelingens. Sprachlich gesehen ist das Arabische des Korans wie häufig das Griechische des Neuen Testaments, aramäisch gedacht. Ein Beispiel des letzteren kann dies vielleicht verdeutlichen. Im Markusevangelium 3,13-17 lesen wir:

„Und er [Jesus] stieg auf den Berg und rief zu sich, welche er wollte; und sie kamen zu ihm. Und er verordnete zwölf, dass sie bei ihm wären und daß er sie aussendete zu predigen und dass sie Macht hätten, die Dämonen auszutreiben: Simon, welchem er den Namen Petrus beilegte, und Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, den Bruder des Jakobus, welchen er den Namen *Boanerges*, das heißt *Donnersöhne*, beilegte“ ...

Über den *Boanerges* und über die *Donnersöhne* ist viel spekuliert worden. Was ist ein Donnersohn? Griechisch sind die *υιοι*

βρονη̅ genauso (un)verständlich wie die deutsche Wiedergabe. Wenn man aber aramäisch denkt, wird deutlich, was hier gemeint ist: die aramäische Wurzel *r'm* bedeutet „donnern“, aber auch „laut sein“ und „sich beklagen“ (vgl. etwa das deutsche Verbum „grollen“), „Sohn“ („/„Kind“) gibt im semitischen nicht allein eine Abstammung wieder, sondern kann auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe bezeichnen (vgl. die „Kinder Israel“, stammen nicht von einem fiktiven *Israel* ab, sondern gehören diesem Volke an, sind demnach Israeliten) – Jakob und Johannes werden also (aramäisch gedacht) als ‚Jammerer‘ bezeichnet. *Βοανηργής* hingegen ist wohl eine griechische Zusammensetzung – *βοάω* (3rd pl imperf ind act) „schreien“ + *ἐνεργής/ές*, d.h. „Schreihälse.“ Solche griechische Wortspiele gibt es vielleicht auch anderswo im Neuen Testament, so z.B. die berühmte Perikope Matthäus 19,23-24 (vgl. Markus 10,25; Lukas 18,25):

„Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher hat es schwer, in das Himmelreich einzugehen! Und wiederum sage ich euch, eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingeht! Als seine Jünger das hörten, entsetzten sie sich sehr und sprachen: Wer kann denn gerettet werden?“

Die dramatische Wirkung einer solchen unmöglichen Vorstellung, einer rhetorischen Hyperbel, sich ein Kamel durch ein Nadelöhr gehend vorzustellen, ist zwar gut getroffen, beschreibt gegensätzliche Extreme, ist aber auch irgendwie unsinnig. Vielleicht liegt hier ein Schreibfehler vor; wenn man anstatt *κάμηλον* („Kamel“), *κάμιλον* („Seil, Tau“ eines Schiffes bzw. Netzes) läse, auf einen Fehler eines frühen Kopisten zurückzuführen, wäre diese Parabel für *Menschenfischer* verständlicher, wie dies schon Clemens von Alexandrien vorschlug. Das zweite griechische Wort ist zwar ein Hapax Legomenon, wobei aber möglicherweise uns jetzt das Arabische und der Koran hier weiterhelfen können. Dieser Ausdruck gehört zum neutestamentlichen Erbe des Koran, 7,40:

„Gewiß diejenigen, die Unsere Zeichen für Lüge erklären und sich Ihnen gegenüber hochmütig verhalten, werden die Tore des Himmels nicht geöffnet, und sie werden nicht in den (Paradies)garten eingehen, bis

ein Kamel durch ein Nadelöhr (*ḥattā yaliġa l-ġamalu*) geht. So vergelten wir den Übeltätern.“

Interessanterweise hatten manche islamischen Exegeten, wohl unter Einfluss christlicher Bibelauslegung, vergleichbare Probleme mit diesem Gleichnis. Besonders in der dem Ibn 'Abbās zugeschriebenen Tradition, die häufig bibelexegitische Kenntnis aufweist, wird vorgeschlagen, anstatt *ġamal* („Kamel“) *ġummal* „dickes Tau, Verankerungskabel, Schiffstau“ zu lesen. Der gemeinsame maritime Bezug vis-à-vis zum griechischen Bootsfischereiwortschatz ist sehr auffallend. In jedem Falle aber sind beide griechische Termini, κάμηλον/„Kamel“ sowie κάμιλον/„Schiffstau“ (< *ḥbl*, hebr. *Ḥebel* z.B. Jesaja 33,23; arab. *ḥabl*) semitisch-Abstammung. Damit aber ist die christliche Herkunft nicht nur des Gleichnisses, sondern auch der Auslegung gesichert. Da die Tau-Semantik von *ḥbl* gemeinsam semitisch ist und *ġummal* in dieser Bedeutung arabisch eigentlich nur in Bezug auf diesen Vers belegt ist (s. Lane, *Lexicon*, S. 461), stellt sich die Frage, ob hier nicht eine Verwechslung, wodurch ein Wort versehentlich nicht falsch übersetzt, sondern erfunden wurde, vorliegt? Arabisch weisen *ġamal*/Kamel/جمال und *ḥabl*/Tau, Kabel/جمال dasselbige Mitlautskelett auf, ohne diakritische Punkte also sind beide جمال (*j/h/ḥ/ml*) – anhand einer alten unpunktieren Koranhandschrift kann man ohne Weiteres den Vers lesen als *ḥattā yaliġa l-ḥamlu* „bis ein Schiffskabel durch ein Nadelöhr geht“. Dass aber sowohl die Tausemantik wie auch das Graphem *ġim* beibehalten wurden, obwohl eine gute arabische Lösung auf der Hand lag, weist eindeutig darauf, dass die Ibn-'Abbās-Tradition, wohl eher indirekt, auf der Exegese von Klemens von Alexandrien beruht, hiervon legt zweifelsohne die Neubildung Zeugnis ab. Dies ist nur ein weiterer Hinweis, dass der Koran und seine frühe Exegese verwurzelt waren in der exegetischen und hermeneutischen Auslegungskultur der Bibel, wo auch gelegentlich etwas in der Übersetzung verloren gegangen ist. Hiermit schließt sich dann dieser Taukreis: wohl wahrlich wird ein Kamel eher durch ein Nadelöhr gehen, bevor Koran und Bibel alle ihre philologischen Geheimnisse preisgeben.

Werner Müller

(für die Redaktion)

Leserreaktionen und ein Leserbrief

Selten in der jüngeren Vergangenheit erhielt die Redaktion vonseiten unserer Leserinnen und Leser so viele Reaktionen wie auf das letzte Heft von *imprimatur* (1/2020). Dies mag dem Umstand geschuldet sein, dass es just in der ersten Zeit der Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen wegen der Corona-Pandemie ausgeliefert wurde; als das Heft konzipiert und redigiert wurde, waren die Corona-Maßnahmen noch nicht absehbar. Sie haben aber offenbar auch eine positive Nebenwirkung entfaltet, indem sie mehr Zeit zum Lesen - und manchmal auch Schreiben - in der häuslichen Isolation verschafften, auch wenn es hoffentlich für niemanden aus unserer Leserschaft eine strenge Quarantäne oder gar Schlimmeres sein musste.

Wir sind als Redakteure, die alle zur „vulnerablen Population“ zählen, aber selbstbewusst genug, um die überraschend vielen Reaktionen auch der Qualität dieser ersten Ausgabe des neuen, immerhin 53. Jahrgangs unserer bescheidenen Zeitschrift zuzuschreiben. Die meisten Zuschriften, die wir erhielten, waren zustimmend, manche sogar lobend. Dies war auch schon in der Vergangenheit öfters der Fall und wurde von uns mit stiller Freude zur Kenntnis genommen. Wenn sie länger waren und/oder sich sachlich und kritisch mit einzelnen Beiträgen auseinandersetzten, veröffentlichten wir sie in der Rubrik „Leserbriefe“ (zuletzt in 3/2019, S. 194 ff). Pauschale Zustimmungen, Lob, Ermunterungen u. ä. veröffentlichen wir in der Regel nicht, sondern bewahren sie in unserem Archiv auf, damit sie - nach dem Vorbild des Päpstlichen Geheimarchivs! - im nächsten Jahrhundert künftigen Kirchenhistorikern als Material dienen können.

Wenn wir diesmal von dieser Regel abweichen, dann aus zwei Gründen: Angesichts des Durchschnittsalters unserer Redaktion – es liegt ziemlich genau auf der

Höhe der mit und an Corona in Deutschland Verstorbenen - stellt sich uns in letzter Zeit immer häufiger die Frage: Machen wir weiter? Da unterstützen positive Reaktionen „von außen“ unsere intrinsische Motivation, die nach wie vor vorhanden ist, auch wenn das ursprüngliche und eigentliche Anliegen, für das *imprimatur* einmal angetreten ist, die Reform der katholischen Kirche, wohl eher vergebens ist.

Andererseits erreichen uns auch immer wieder „negative“ Reaktionen, nämlich Kündigungen des Abonnements. Meist haben sie ihren Grund im Alter, der Krankheit oder gar dem Tod der Abonnenten. Selten sind Abbestellungen wegen Nichtübereinstimmung mit unserer „Linie“ oder aus Verärgerung über einzelne Beiträge. Damit müssen und können wir leben. Sie sind uns jedenfalls lieber als Kündigungen ohne jede Angabe von Gründen – wie uns Anfang dieses Jahres wieder mal eine erreicht hat. Sie kam ausgerechnet von einem kirchlichen Jugendverband des Bistums Trier, für den sich ein früherer Chefredakteur von *imprimatur* regelrecht ‚aufgerieben‘ hatte. Vermutlich weiß der heutige Geschäftsführer H. wegen seines jugendlichen Alters davon überhaupt nichts mehr. Aber wenigstens auf unsere Nachfrage hätten wir eine Begründung erwartet. Offenheit im Umgang miteinander und Transparenz in der innerkirchlichen Kommunikation - Fehlanzeige!

Angesichts einer solchen Erfahrung tut die Mehrheit der Zuschriften einfach gut und motiviert uns zum Weitermachen, auch unter erschwerten Bedingungen. Deshalb seien im Folgenden auszugsweise einige wiedergegeben, auch kritische – um zu zeigen, dass es auch anders geht.

Dr. Gerhard Müller-Chorus, Wachtberg, schreibt in einem langen Brief vom 31.3.2020 an unseren Chefredakteur:

„Sehr geehrter Herr Professor, gestern erhielt ich Heft 1/2020 von *imprimatur*. Darin finde ich ... die Ankündigung Ihres altersbedingten Rückzugs aus dem Kreis der Herausgeber [der INARAH-Schriften-Reihe].

Als jahrzehntelanger Leser von *imprimatur* möchte ich Ihnen meine Anerkennung und meinen großen Dank für Ihre lange Tätig-

keit für INARAH sagen. Ohne Ihre Initiative und Mitarbeit wäre es nicht gelungen, die beeindruckende Leistung zustande zu bringen, die Sammlung der Spezialisten aus den verschiedenen Wissenschaften und ihre Zusammenführung zu einer Gruppe vereint in einem Werk: der „Aufklärung“. (...) Traditionelle Denkpositionen werden von *imprimatur* nicht nur bei der Betrachtung der Frühgeschichte des Islam kritisch hinterfragt. Fundamentalismus ist leider in allen Religionen eine latente Gefahr. Das schmerzt, weil es auch für die römisch-katholische Kirche gilt, in der ich verwurzelt bin. Eben diese Erkenntnis aber, meine ich, sollte uns Katholiken bescheiden machen. (...)

Meine Überzeugung ist vielmehr, dass wir einen Weg zum inneren Glauben der Muslime, zu ihrem ‚Herzen‘ finden müssen, wenn wir bei dieser Menschheitsaufgabe einer friedlichen Zusammenarbeit Erfolg haben wollen. Dazu brauchen wir ein Verständnis des Islams, das eine weitgehende innerliche Zustimmung und Bejahung mit einschließt. Große Geister haben das immer schon so gesehen, wie unser Landsmann Nikolaus von Cues. (...)

Noch eine kleine Bitte zum Schluss: Bleiben Sie uns als Autor bei *imprimatur* erhalten. Die Zeitschrift ist ein wichtiger und unverzichtbarer Mittler, der die oft komplizierten wissenschaftlichen Erkenntnisse von INARAH für uns interessierte Laien gut transportiert“

Joachim Schütze, Trier, per Mail am 4. April 2020:

“... nach Lektüre von *IMPRIMATUR* 1/2020 einige Anmerkungen.

Tout d'abord, wenn ich *IMPRIMATUR* nicht schon abonniert hätte, würde ich dies jetzt umgehend tun. Es sind 3 Artikel, die mich besonders beeindruckt haben.

Philipp Amthor, Klerikalismus, Vietnam.

Nach der Lektüre des aufklärerischen Artikels über den Politiker Amthor fragt sich der Leser sofort, wie ein Mensch beschaffen sein muss, um all dem gerecht zu werden, was von ihm gefordert wird. Und man fragt sich natürlich auch, ob es nicht einfach ausreicht, an Jesus Christus zu glauben, an seine Taten und an seine Worte im Sinne von *sola scriptura*. Augenzwinkernde Dis-

tanz schafft der Autor durch das "Der gute Katholik wird...", so wird der Artikel gut lesbar.

Der Artikel zum Messbesuch in Vietnam zeigt, dass Christentum tatsächlich auch anders geht.

Der Artikel über Klerikalismus offenbart, was es bedeutet, sich in Hierarchien, Strukturen und hergebrachtem Denken zu verlieren, und dies gilt nicht nur für Kirche. Ich kann nur sagen: Weiter so!"

Prof. Dr. Konrad Hilpert, LMU München, in einer Email zu Ostern:

„(...) Ich habe gestern Abend den launigen und humorigen Exkursionsbericht über den Katholizismus in Vietnam gelesen. Ein Einblick in eine ganz andere Welt. Danke! Auch sonst habe ich eifrig im Heft gelesen. Man kann an der Intelligenz und Präzision von Lüdeckes Beiträgen Spass haben. Aber der Zynismus, der zugrunde liegt, kann einem auch schwer auf den Geist gehen. Das Kirchenrecht, das er zu höchster Anwendung bringt, wie das sonst niemand tut und ernst nehmen kann, ist doch selbst der wichtigste Teil des Problems. Also: Warum nicht gleich sagen, dass das Ganze ein verqueres System ist, das in vielen Bereichen gar nicht anwendbar ist, oder es machen wie Sabine Demel, die die guten Grundsätze gegen eine schlechte Interpretation ins Feld führt? Warum einen jungen Abgeordneten, der einem ja nicht sympathisch sein muss, der aber vor allem zur Sache nicht befragt wurde, zur Projektionsfläche von Häme machen? Das geht doch etwas zu weit!“

Dr. Rudolf Walter, Freiburg, in einer Email an ein befreundetes Redaktionsmitglied:

„Spät, aber von herz und kopf ein kompliment für die redaktionsleistung und die informationsdichte dieses heftes – von polen bis zu den amisch, von amthor bis nach vietnam, klerikalismus und islam, frauen und synode, predigt und wissenschaft. Und doch aus einem „geist“. Compliment!“

Prof Dr. Dr. h. c. Adolf Dietz, Germering, schreibt uns per Mail einen ‚klassischen‘

Leserbrief, in dem er einen Artikel in Heft 1/2020 scharf kritisiert. Wir geben ihn ungekürzt (und unkorrigiert) im Original wieder:

Leserbrief zu Norbert Lüdecke „Philipp Amthor ist jetzt Katholik: Willkommen“ (imprimatur 1.2000, S. 19 ff.)

Sehr geehrte Mitglieder der Redaktion von imprimatur,

mir als Katholik ist aufgefallen, dass der in vieler Hinsicht ironisch gehaltene, weitgehend auch karikaturhafte Züge aufweisende Artikel von Norbert Lüdecke über Philipp Amthor in imprimatur 1.2000 (S. 19 ff.) ebenso viele (verborgene) Aussagen über den Autor wie über die von ihm ins Visier genommene Person von Philipp Amthor zulässt.

Der ungeachtet der zu beanstandenden Ironisierung des religiösen Verhaltens einer anderen Person inhaltlich durchaus mutige Artikel ist wohl Ausdruck eines langjährigen Leidens an der (an seiner?) Kirche, wobei sich viel oftmals bittere theologische und soziologische Erfahrung mit der katholischen Kirche angesammelt und aufgestaut hat, sei es von einer Binnen- oder einen Außenperspektive.

Dies alles aber am Fall einer konkreten, mit Namen genannten Person, noch dazu einer Person des öffentlichen Lebens zu demonstrieren und sich daran abzuarbeiten, ist im Gesamtkontext des Artikels ehrenrührig und nicht akzeptabel. So etwas sollte eigentlich nach den vom Autor doch wohl nach wie vor akzeptierten moralischen Grundsätzen des christlichen Glaubens nicht passieren.

Wenn jemand freiwillig und aus ehrenhaften, oft existentiell gereiften und für sich wichtigen Gründen eine Glaubensentscheidung etwa für eine Konversion (oder etwa auch für einen Austritt) trifft, muss dies schon mit Rücksicht auf den ehernen, zu lange auch in der katholischen Kirche bekämpften Grundsatz der Glaubensfreiheit respektiert werden und darf nicht Anlass zu einer persönlichen Diffamierung in der medialen Öffentlichkeit führen.

Mit freundlichen Grüßen
Prof. Dr. Dr.h.c. Adolf Dietz

Seit Anfang Mai 2020 können in Deutschland im Zuge der Lockerung der Corona-Schutzmaßnahmen bundesweit wieder **öffentliche gemeinsame Gottesdienste** gefeiert werden; ausgerechnet in einigen östlichen Bundesländern, wo die Christen in der Minderheit sind, war dies schon etwas früher möglich. Somit konnte am 1. Mai **der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Georg Bätzing** die Pilgersaison im **Marienwallfahrtsort Kevelaer** am Niederrhein eröffnen. Am Sonntag, 3. Mai, wurde in Deutschlands größter Kathedrale, dem **Kölner Dom**, nach sieben Wochen von **Kardinal Rainer Maria Woelki** erstmals wieder Gottesdienst ohne Ausschluss der Öffentlichkeit gefeiert, allerdings nur mit 122 Messbesuchern, zunächst ausschließlich Mitarbeitern des Doms, Sängern, Lektoren und Messdienern sowie einigen Pressevertretern. Am selben Sonntag fand im **Trierer Dom** der erste Gottesdienst nach der Wiederzulassung statt, nach Voranmeldung, mit 55 von 120 möglichen Gottesdienstbesuchern; die folgenden Sonntagsgottesdienste waren dann aber besser besucht. Das **Bistum Trier** hatte ein umfassendes Schutzkonzept für alle Kirchen des Bistums ausgearbeitet, das sowohl eine würdige Feier gewährleisten als auch die Ansteckungsgefahr mit dem Corona-Virus „weitestgehend vermeiden“ sollte. Diese beiden Ziele zu vereinbaren war nicht einfach und führte in der Praxis zu Widersprüchlichkeiten, in „Worten und Werken“. Die

Bistumszeitung *Paulinus* hat sich umgehört, wie im Bistum, in dem diese Zeitschrift erscheint – in anderen wird es nicht viel anders gewesen sein – die Gottesdienste unter den strengen hygienischen Auflagen von statten gingen. Ein Diakon aus dem Hunsrück sagte, es sei „eine Heidenarbeit (sic!), alles umzusetzen“. Ein Dechant aus dem Saarland meinte: „Die sich am meisten freuen, sollen ja aber eigentlich gar nicht kommen“, weil sie zur Hochrisikogruppe gehören. Ein musikbegeisterter Priester, der wegen seines Alters ebenfalls dazu gehört, vermisste den Gemeindegesang – und begnügte sich mit festlichem Orgelspiel. In einer kleinen Gemeinde an der Mosel fand schon mal ein „Probelauf“ statt, mit rund 16 Personen, „die zufällig vorbeikamen“, wohl in Anlehnung an das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl („Geht an die Kreuzungen der Straßen und ladet alle, die ihr trifft, zur Hochzeit ein“, Mt 22,9). Ein Pfarrer vom Rhein, der mit der Übertragung von Gottesdiensten im Internet gute Erfahrungen gemacht haben will, möchte daran festhalten. Allerdings macht er seit dem 3. Mai zusätzlich das Angebot, sonntagnachmittags die Kommunion in der Kirche live und real zu empfangen. Ein – theologisch – gelungenener Versuch, Digitales und Analoges zu verbinden? Generell waren und sind die neuerdings unter strengen Hygiene-Auflagen zugelassenen Gottesdienste umstritten. Während sie die meisten Kirchenvertreter, auf evangelischer wie auf

katholischer Seite, als Erfolg ansehen, kritisieren sie konservative Kreise wegen der damit verbundenen Einschränkungen der Religionsfreiheit (Mundkommunion ist weiterhin verboten!) und wegen angeblich übertriebener Ergebenheit gegenüber dem Staat; Höhe- bzw. Tiefpunkt dieser Kritik ist der jüngste weltweite „Aufruf“ erzkonservativer Kreise (siehe den „Introitus“ in diesem Heft). Auf der anderen Seite hat z. B. der Magdeburger **Bischof Gerhard Feige** starke Bedenken gegenüber den Gottesdienstöffnungen, weil nur eine geringe Zahl von Gläubigen, nach vorheriger Anmeldung, zugelassen sind, die Alten und Schwachen aber ausdrücklich nicht („Auch die mit einer schwachen Blase müssen fernbleiben, da ja die Toiletten zu schließen sind“). Auch hat er liturgische Bedenken: „Die Gestalt und Art der liturgischen Feier... mutet sehr sonderbar an“, und erinnere ihn an „die vorkonziliare Form der Messe“. Stattdessen regt er ein „eucharistisches Fasten“ an, in Solidarität mit den vielen Gläubigen weltweit, die wegen des Priestermangels nur selten Eucharistie feiern können. Die aktuelle Situation sollte Anlass sein, „darüber ins Gespräch zu kommen, was uns auch sonst geistlich trägt und was sich an der Kirche vielleicht ändern müsste“ (KNA- Interview vom 27.4.2020).

An der Theologischen Fakultät Trier wurde ein neuer **Lehrstuhl für Abrahamitische Religionen mit Schwerpunkt Islam** und in-

terreligiöser Dialog errichtet. Ähnliche Lehrstühle gibt es bisher nur an den Universitäten Oxford und Cambridge, wo der Fokus auf Judentum und Christentum liegt, während in Trier alle drei abrahamitischen Religionen vergleichend berücksichtigt werden sollen. Der neue Masterstudiengang soll Studierende mit interreligiöser Kompetenz ausstatten. „Ziel ist, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Religionen wahrzunehmen und wertzuschätzen“, sagte der erste Lehrstuhlverteter, **Dr. Dennis Halft OP**, im KNA-Interview. Dennis Halft, geboren 1981 in Bonn, hat in Paris, Mainz und Berlin studiert mit Diplomabschluss in Katholischer Theologie und Promotion in Islamwissenschaft (2017). Er hat außerdem Sprachstudien in Damaskus und Teheran sowie Postdoc-Studien und Lehraufträge in Beer Sheva, Jerusalem, Rom, Toronto, Münster und Berlin absolviert. - Der neue Studiengang soll im Wintersemester 2021/22 beginnen (KNA / Luxemburger Wort 16.5.2020).

Der Politiker **Norbert Blüm** ist am 23. April 2020 in Bonn im Alter von 84 Jahren verstorben. Der weit über seine Partei CDU hinaus anerkannte Sozialpolitiker gehörte von 1972 - 1981 und von 1983 - 2002 dem Deutschen Bundestag an und war von 1982 - 1998 Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung. In seinen unterschiedlichen Partei- und öffentlichen Ämtern kämpfte er unermüdlich für soziale Gerechtigkeit; er war geprägt von seiner Herkunft

aus dem Arbeitermilieu und seiner katholischen Erziehung, nahm die katholische Soziallehre von Oswald-von-Nell-Breuning als Basis seines Engagements und wurde als „Herz-Jesu-Marxist“ belächelt. Sein bekanntester Spruch ist „Die Rente ist sicher“, sein größter Erfolg die Einführung der gesetzlichen Pflegeversicherung, seine größte Niederlage der CDU-Parteitag 2003, der unter Angela Merkel einen von ihm abgelehnten neoliberalen, unsozialen Kurs einschlug.

Aus seinem sehr abwechslungsreichen Leben seien hier nur die katholischen, theologischen Momente hervorgehoben: Blüm machte nach seiner Zeit als Werkzeugmacher bei der Opel AG in Rüsselsheim das Abitur auf dem 2. Bildungsweg und studierte anschließend Philosophie, Germanistik, Geschichte und Theologie (u.a. bei Prof. Joseph Ratzinger) in Bonn. 1967 wurde er zum Dr. phil. mit einer Arbeit über die Willenslehre und Soziallehre von Ferdinand Tönnies. Ein Beitrag zum Verständnis von ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘ promovierte. Im Sommersemester übernahm er die Hemmerle-Professur am Lehrstuhl für Systematische Theologie an der RWTH Aachen. – Die Liste seiner unzähligen Ehrungen reicht vom Bundesverdienstkreuz Katholischer Männer (1983) über das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland (1996) und dem Leipziger Menschenrechtspreis (2001) bis zum Oswald-von-Nell-Breuning-Preis der Stadt Trier (2011).

Etwa ein Jahr vor seinem Tod, dem er offenbar ohne Schrecken entgegenschah, führte eine Sepsis zur Lähmung der Arme und Beine, worüber er in seinem letzten Interview offen sprach. "Er war mit einer Leidenschaft Politiker und mit einer Hingabe Mitgestalter unseres Gemeinwesens, die selten zu finden waren und sind", schrieb Bundespräsident Walter Steinmeier über Blüm.

Der Schriftsteller und Dramatiker **Rolf Hochhuth** ist am 13. Mai 2020 im Alter von 89 Jahren in Berlin verstorben. Er gehörte zu den umstrittensten deutschen Theaterautoren der Nachkriegszeit, gilt aber auch als „einer der seltenen Autoren, die wirklich etwas erreicht haben“ (Willi Winkler in SZ 15.5.2020). Sein größter Erfolg war gleich sein erstes Schauspiel „**Der Stellvertreter. Ein christliches Trauerspiel**“, in dem er das Schweigen der katholischen Kirche, besonders von Papst Pius XII. zum Holocaust erstmals in Deutschland thematisierte und kritisierte. Das 1963 in Berlin uraufgeführte und in 25 Ländern gespielte Theaterstück wurde ein Welterfolg und führte weltweit zu Kontroversen (bis dahin, dass sich Bundeskanzler Kohl noch Jahre später bei einem Vatikanbesuch für den „Stellvertreter“ entschuldigte). Ein weiterer „Erfolg“ Hochhuths war 1978 der Rücktritt des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger, nachdem er aufgedeckt hatte, dass Filbinger als NDASP-Mitglied und Marienrichter noch nach der

Kapitulation 1945 an Todesurteilen mitgewirkt hatte. Hochhuth, der Aufklärer und „Lautsprecher“ (W. Winkler), provozierte darüber hinaus immer wieder Debatten zu aktuellen politischen und sozialen Fragen.

Mit der Öffnung der **vatikanischen Archive aus dem Pontifikat von Pius XII. (1939 – 1958)** im März 2020 wurde auch die Diskussion um den „Stellvertreter“ neu belebt. Der Münsteraner Kirchenhistoriker **Hubert Wolf** hat nach Aktenstichproben seines Teams in den 400 000 Schachteln aus der Zeit Pius XII. – wegen Corona mussten die Archive inzwischen wieder geschlossen werden - mitgeteilt, dass viele bisher unbekannte Bittschriften gefunden wurden, in denen Juden den Papst anflehten, ihr Leben zu retten. Neben diesen sog. Ego-Dokumenten geht aus den Archivarbeiten hervor: „Der Papst hat den Bericht der Jewish Agency über den Massnmord an Hunderttausenden, überliefert im Taylor-Memorandum (...), selbst gesehen.“ Damit ist die seit 1963 immer wieder aufgeworfene Frage, ob der Papst Kenntnis von der Shoah hatte, klar zu beantworten: „Natürlich hat er es gewusst.“ Dennoch hält Wolf ein endgültiges Urteil über die Person und Amtszeit von Pius XII. noch für verfrüht (Jüdische Allgemeine 4.5.2020).

Kurienkardinal **Marc Ouellet** (75), der Leiter der Bischofskongregation, hat in einem Brief an die spanischen Bischöfe beklagt, dass ein Drittel der vom Papst

ausgewählten Kandidaten **die Annahme des Bischofsamtes ablehnen**, mit steigender Tendenz. Meist würden dabei persönliche Motive genannt, aber auch objektive Gründe spielten eine Rolle, räumte Ouellet ein: Das Bischofsamt sei heute eine größere Herausforderung als in früheren volkfrommen Zeiten. Dass er selbst solche Gründe geliefert haben könnte, kam dem Kardinal nicht in den Sinn. Er selber hatte nämlich mit Datum 4. September 2019 einen als recht unfreundlich empfundenen, gestelzt-förmlichen Brief an die deutschen Bischöfe geschrieben, in dem er sie ziemlich deutlich ermahnt, sich keine Entscheidungskompetenzen anzumaßen für Fragen, die allein weltkirchlich entschieden werden könnten, im Klartext: das Reformprojekt „Synodaler Weg“ sein zu lassen. Erst als **Kardinal Reinhard Marx** nach Rom reiste, um im Gespräch mit dem Papst höchstpersönlich und mit Ouellet römische „Missverständnisse“ auszuräumen, konnte am 1. Advent der „Synodale Weg“ beginnen. Solche Briefe dürften wohl auch potentielle Bischofskandidaten lesen und ihre Schlüsse daraus ziehen. Hier nachzulesen: https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/dossiers_2019/2019-09-04-Schreiben-Rom-mit-Anlage-dt-Uebersetzung.pdf

Die Deutsche Bischofskonferenz, vertreten durch ihren Missbrauchsbeauftragten **Stephan Ackermann**, und der Unabhängige Beauftragte für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs, **Johan-**

nes-Wilhelm Rörig, haben am 28. April 2020 eine „**Gemeinsame Erklärung über verbindliche Kriterien und Standards für eine unabhängige Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche in Deutschland**“ abgegeben. Demnach sollen in allen Bistümern unabhängige Gremien eingerichtet werden, die untersuchen sollen, wie mit Tätern und Betroffenen umgegangen wurde und welche Strukturen sexuelle Gewalt ermöglicht oder erleichtert oder deren Aufdeckung erschwert haben. Dabei sollen auch jene Fälle erfasst werden, die wegen Verjährung oder Tod nicht mehr strafrechtlich verfolgt werden. Außer diesen Aufgabestellungen werden auch die Kriterien für die Unabhängigkeit der Kommissionen im Einzelnen festgelegt: Größe von sieben Mitgliedern, davon zwei Betroffene, maximaler Anteil der Mitglieder, die in einem kirchlichen Arbeitsverhältnis stehen oder einem Laiengremium angehören; der Vorsitzende darf weder Betroffener noch kirchlicher Mitarbeiter sein, u.a. vorgesehen ist auch eine überdiözesane Zusammenarbeit, wofür eine Geschäftsstelle eingerichtet werden soll. Dies alles soll „zügig“ geschehen, ohne dass genaue Termine genannt werden; vage ist auch formuliert, wie überprüft wird, ob eine Kommission den Anforderungen genügt. Der Sprecher der Betroffenen-Organisation „Eckiger Tisch“, **Matthias Katsch**, begrüßte die Vereinbarung, betonte jedoch zugleich, dass eine nationale Wahrheits- und Gerechtigkeits-

kommission besser gewesen wäre als die 27 regionale Kommissionen „mit einer Dachkonstruktion“. Immerhin hat mit dieser Vereinbarung erstmals eine Großorganisation in Deutschland eine unabhängige Aufarbei-

tung in die Wege geleitet. Der Missbrauchsbeauftragte Rörig rief die Evangelische Kirche in Deutschland auf, die vor einem Jahr begonnenen Verhandlungen zu einem entsprechenden konkreten Ergebnis zu bringen.

Auch für die katholischen Orden müsse dringend noch ein Lösungsmodell gefunden werden.

(Quellen: FAZ 30.4.2020, Paulinus 10.5.2020)

Fundsachen

„aus gegebenem Anlass“ – wie zurzeit öfter zu lesen ist – zu einem einzigen Thema:

Friedrich Schiller: Die Pest. Eine Fantasie

Gräßlich preisen Gottes Kraft

Pestilenzen würgende Seuchen,
Die mit der grausen Brüderschaft

Durchs öde Tal der Grabnacht schleichen.
Bang ergreifts das klopfende Herz,
Gichtrisch zuckt die starre Sehne,
Gräßlich lacht der Wahnsinn in das Angstgestöhne,

In heulende Triller ergeußt sich der Schmerz.

Raserei wälzt tobend sich im Bette –
Gift'ger Nebel wallt um ausgestorbne Städte

Menschen – hager – hohl und bleich –
Wimmeln in das finstre Reich.

Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
Häuft sich Schätze in gestopften Grüften

Pestilenz sein Jubelfest.

Leichenschweigen – Kirchhofstille

Wechseln mit dem Lustgebrülle,

Schröcklich preiset Gott die Pest.

(Sämtliche Werke. Band 1: Gedichte, Dramen, hrsg. von Albert Meier. Hanser Verlag, München 2004, entnommen aus: Frankfurter Anthologie, FAZ 8.3.2020)

Albert Camus, Die Pest, Schluss

„Während Rieux den Freudenschreien lauschte, die aus der Stadt aufstiegen, erinnerte er sich daran, dass diese Freude immer bedroht war. Denn er wusste, was dieser Menge im Freudentaumel unbekannt war und was man in Büchern lesen kann, dass nämlich der Pestbazillus nie stirbt und nie verschwindet, dass er jahr-

zehntelang in den Möbeln und in der Wäsche schlummern kann, dass er in Zimmern Kellern, Koffern, Taschentüchern und Papieren geduldig wartet und dass vielleicht der Tag kommen würde, an dem die Pest zum Unglück und zur Belehrung der Menschen ihre Ratten wecken und zum Sterben in eine glückliche Stadt schicken würde“.

(Übers. Uli Aumüller, Reinbek 1998, S. 350).

Josef Hader, Österreichs wohl bekanntester Kabarettist, in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* (8./9. Mai 2020, S. 60) auf die Frage: „In der Not finden manche ja wieder zu Gott, wie schaut's bei Ihnen aus?“

Antwort: „... bei mir ist Hopfen und Malz verloren. Jetzt hat Gott extra eine Seuche geschickt, um mich zur Umkehr zu bewegen, und nicht einmal dann find ich zum Glauben zurück“.

Die Glosse

Rauschheim in Zeiten von Corona

Lieber Joseph, alter Spezi,

hast Du das mitgekriegt, wie der Kardinal Müller - quasi als Paar - eine Spritztour in die in die USA und eine Stippvisite ins Ruhrgebiet gemacht hat. Ich hab Bauklötze gestaunt!

Joseph, der Müller war immerhin der Präfekt der Glaubenskongregation, die wo früher mal Inquisition geheißen hat, Du weißt, die haben die Irrlehrer auf den

Scheiterhaufen gesetzt und verbrannt. Jedenfalls war er nach dem Papst der zweitunfehlbarste Mann im Vatikan, und seine Begleiterin war jetzt die quirlige Fürstin Gloria aus Regensburg. Vielleicht ist sie Dir noch als Partygirl in Erinnerung. In den 68-Jahren gab es in allen Illustrierten, vom Stern bis Bunte, Bilder von ihr.

Joseph, die Gloria ist keine bescheidene Maus geworden. Zum Abschluss von der Vortragsreise in die USA hat sie im Bayerischen Rundfunk ihren überwältigenden Geistesblitz so ausgedrückt: „Die einzigen beiden Menschen auf der Welt, die uns heute Klarheit geben, sind Donald Trump und Gerhard Ludwig Müller. Ich gehe sogar so weit zu sagen, dass Gerhard Ludwig Müller der Donald Trump der katholischen Kirche ist.“ Dem Kardinal scheint das gefallen zu haben, denn sonst hätte er sich gegen diese Gleichsetzung verwahrt, der katholische Trump zu sein. Eher hat er sich von der Fürstin gebauchpinselt gefühlt. Immerhin ist Donald Trump der Präsident der USA und ihr größter Lügner. Joseph, für mich bleibt die Frage, was bringt die Fürstin dazu, als Frau so plump und geschmacklos ihr Urteil in die Welt zu posaunen?

Wie der Kardinal so vertritt auch der Präsident unumstößliche, quasi dogmenartige Twittersätze. Zur Lösung der Corona-Krise z.B. riet er am Fernsehen: Man müsst nur Desinfektionsmittel trinken, dann wirkten die von innen –wie beim Händewaschen von außen – und Corona wär besiegt. Und dem Kardinal seine ebenso schlichte wie wirksame Predigt: „Der Corona-Virus ist nicht gefährlich, nicht ansteckend, nicht resistent“. Das bestätigt er in dem Protestbrief des italienischen Erzbischofs Viganò „Die Wahrheit wird euch frei machen“ mit seiner Unterschrift. Damit sind für ihn alle Einschränkungen der Regierungen bloßer Vorwand, eine Weltherrschaft zu errichten, die sich das Ziel gesetzt hat, die Beförderung der „Auslöschung der christlichen Zivilisation“ zu betreiben.

Joseph, ich meine, da muss man sich nicht wundern, dass selbst die FAZ diesen Brief als ein „Dokument des Obskurantismus“ abkanzelt. Wie kann das sein, dass der gewesene oberste Glaubenslehrer unserer katholischen Kirche zu einem der

Hauptvertreter der Verschwörungstheorie geworden ist und die mit seinem Nimbus der Unfehlbarkeit aufwertet.

Joseph, ich muss höllisch aufpassen, dass ich mich nicht frage, was das für die Glaubwürdigkeit meiner katholischen Kirche und ihre lehramtlichen Entscheidungen bedeutet, wenn der ehemalige Chef der Glaubenskongregation mit demselben Kopf, mit dem er Dogmen verteidigt hat, dann zu einem Verschwörungstheoretiker geworden ist. Ist dann mein Glaube mit den Verschwörungstheorien gleichrangig?

Vielleicht ist das meine Rettung: Unser Papst Franziskus hat das kommen sehen, hätte er ihn sonst als Präfekten der Glaubenskongregation gefeuert.

Joseph, eine Hand wäscht die andere. Wenn die Gloria ihren Einfluss beim Kardinal als Feministin für die Öffnung des Priesteramtes für Frauen nutzen täte, wäre wohl auch das Problem, das uns die Frauen aus der Kirche vertreibt, gelöst. Nur dürfte sie dann nicht wieder auftreten wie letztes, ich mein in Wattenscheid, wodrüber die Zeitung geschrieben hat, Gloria hätte den Kardinal Müller „in den Schatten gestellt“. Das haben Würdenträger nicht gern!

Joseph, genug für heut.

Sei herzlich begrüßt

Dein Sepp

P.S.: Ich weiß von der Gewerkschaft her, was der Zusammenhalt gilt. Und dann fällt dem Kardinal die deutsche Bischofskonferenz mit ihrem Vorsitzenden Bätzing an der Spitze in den Rücken, indem sie sich vom Protestbrief „distanziert“. Der Präsident vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken nennt den Inhalt dieses Protestes „krauses, krudes, abenteuerliches Zeug“.
